

Freilichtblick

– eine Zeitschrift, die ...

- regelmäßig über die Entwicklungen im Bergischen Freilichtmuseum Lindlar berichtet
- Arbeit und Alltagsleben der bäuerlich-handwerklichen Kultur schildert
- den ökologischen Schwerpunkt des Museums „beleuchtet“
- die Mitarbeiter vorstellt
- auf Veranstaltungen des Fördervereins hinweist und einlädt
- Beiträge zur Geschichte der Region liefert
- Mundart pflegt
- Rezepte aus dem Bergischen vorstellt

Heft 18
2007

herausgegeben vom
**Verein der Freunde und Förderer
des Bergischen Freilichtmuseums e.V.**

Impressum

Redaktion:

Dieter Wenig

Die Autoren dieser Ausgabe sind:

Anka Dawid, Petra Dittmar, Jürgen Dreiner-Wirz, Marianne Frielingsdorf, Sigrid Fröhling, Dr. Heike Gregarek, Michael Kamp, Dr. Klemens Krieger, Angelika Leistikow, Monika Lichtinghagen-Wirths, Ulrike Marski, Erhard Nagel, Kirsten Osthoff, Barbara Reitinger, Dr. Alfons Schiele, Olaf Schriever, Dr. Martin Sorg, Thomas Trappe, Brigitte Trilling-Migielski, Dieter Wenig, Dr. Ernst Zinn

Titelbild:

Der neu angelegte Schaugarten der „Gartenarche“ im Museumsgelände.
(Foto: M. Frielingsdorf)

Fotos:

Soweit nicht gesondert angegeben,
Fotos der Autoren bzw. des
Bergischen Freilichtmuseums Lindlar

ViSdP:

Dieter Wenig

Gestaltung und Satz:

bihlmeier & kramer, Lindlar

Druck und Verarbeitung:

Druck & Grafik Siebel, Lindlar



Inhalt

- 5 **Vorwort**

- 6 **Wie man aus Lumpen Geld macht**
- ein Beitrag zum global playing im Zeitalter von Wasserrad und Dampfmaschine

- 14 **Neue Projekte für das Museum:**
Gut Dahl aus Wülfrath und der Müllershammer

- 18 **„Jahre der Not“**
Dauerausstellung in Haus Helpenstein

- 20 **„Kaffee: Kulturgeschichte und Fairer Handel.“**
Eine Ausstellung im Bergischen Freilichtmuseum Lindlar

- 24 **Bismarck Zweiradgeschichten**

- 33 **Mit Volldampf voraus!**
Museum besitzt wieder eine Lokomobile

- 35 **Neue Aufgaben für altes Wissen**
Bildung für nachhaltige Entwicklung (BNE)

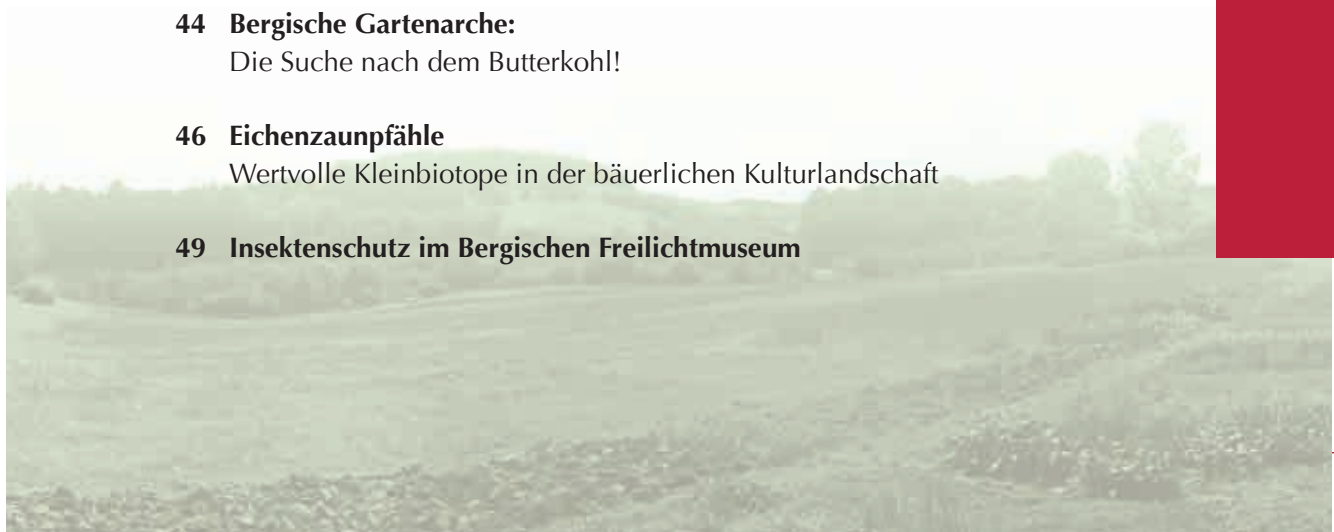
- 39 **Die Bergische Gartenarche**
Ein Arbeitskreis zur Erhaltung traditioneller Nutz- und Zierpflanzen im Bergischen Land

- 42 **Neu: Archegarten im Museum**
Im Eingangsbereich begrüßt ein neuer Garten die Besucher

- 44 **Bergische Gartenarche:**
Die Suche nach dem Butterkohl!

- 46 **Eichenzaunpfähle**
Wertvolle Kleinbiotope in der bäuerlichen Kulturlandschaft

- 49 **Insektenschutz im Bergischen Freilichtmuseum**



Aktuell

- 51 **Festival der Sinne**
- 53 **Störfaktoren im Museum**
Kunstprojekt zwischen Gymnasium und Freilichtmuseum
- 57 **Apfelwein-Seminar**

Geschichte

- 58 **Eine Landschaft wird unsichtbar**
Im 19. Jahrhundert (und auch später) lag ein Teil des Bergischen Landes im Schatten der Aufmerksamkeit
- 66 **Dröppelmina und Koffedrenken**
Eine kleine Entstehungsgeschichte der beliebten Dröppelmina
- 73 **Alte Obstsorten im Bergischen Land**
Schatzsuche nach kulturhistorischen Geschmacksraritäten
- 78 **Die Entwicklung von Milchverarbeitung und Milchhandel**
am Beispiel Gummersbachs

Sonstiges

- 86 **Anwalt unserer Heimat**
Der Rheinische Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz
- 91 **Projekt :metabolon**
Die Zukunft der Deponie Leppe
- 94 **Rezept Tante Clara**
- 96 **Vom versteinerten Pferdchen bis zur verhüllten Festtafel**
- 99 **Rückblick**
Ereignisse rund ums Museum 2007
- 108 **Jahresprogramm 2008**
des Vereins der Freunde und Förderer des Bergischen Freilichtmuseums Lindlar e.V.



Vorwort

Das Bergische Freilichtmuseum soll weiter wachsen! Nach der Fertigstellung des Eingangsgebäudes, von Haus Hoppengarten und der Zehntscheune aus Großeigen sind weitere Projekte über das Stadium der Planung hinaus gediehen. So konnte mit Hilfe der Gemeindeverwaltung und des Fördervereins der baufällige „Alte Müllershammer“ im Leppetäl für den Wiederaufbau im Museum gesichert werden. Das vor rund 200 Jahren als Schmiedehammer errichtete Gebäude wird seinen Platz am Lingenbach, unterhalb des Stauteichs und der Seilerei finden. Die wechselvolle Geschichte des Gebäudes - und was diese mit dem amerikanischen Bürgerkrieg zu tun hat - lesen sie im Beitrag von M. Kamp auf den Seiten 6 ff.

Gut Dahl, ein bergisches Gehöft aus dem 17. und 18. Jh., musste in Wülfrath einem Kalksteinbruch weichen und wurde sorgfältig dokumentiert und fachgerecht zerlegt. Das Ensemble wird seinen Platz in der Nähe des Nordtores finden, wo es künftig die derzeit noch im Schloss untergebrachte Schülerherberge aufnehmen soll (vgl. S. 14 ff.).

Aber auch die Sanierung und Gestaltung der alten Bausubstanz des Weilers Steinscheid geht voran. Haus Helpenstein erinnert jetzt an die *Jahre der Not 1945–1949*. Die gleichnamige Ausstellung im Jahre 2005 in Schloss Heiligenhoven hat so viel Zuspruch erfahren, dass die Einrichtung einer Dauerausstellung nahe lag (vgl. S. 18).

Die Kulturgeschichte des Kaffees, seine wirtschaftliche Bedeutung und die sozialen Auswirkungen der Bedingungen unseres Welt Handels waren Gegenstand einer Ausstellung im letzten Quartal 2007 (vgl. S. 20 ff.). Eine besondere Form der Kaffeekultur ist die

Bergische Kaffeetafel, in deren Mittelpunkt die „Dröppelmina“ steht. Der Entstehungsgeschichte dieser aus Zinn gegossenen Krännekanne spürt Dr. Ernst Zinn in seinem Beitrag S. 66 ff. nach.

Auf großes Interesse stieß die Veranstaltung PS & Pedale und die dazugehörige Ausstellung im Sommer 2007. Die Bedeutung des Fahrrads und der ersten motorisierten Zweiräder für die Mobilität der Menschen in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts hat Petra Dittmar auf den Seiten 24 ff. am Beispiel der Geschichte der Bismarckwerke aus Radevormwald anschaulich dargelegt.

Technikbegeisterte wird auch freuen, dass das Museum jetzt eine eigene Lokomobile besitzt (vgl. S. 33 f.).

Im Rahmen des UNESCO-Projekts „Bildung für nachhaltige Entwicklung“ konnte sich das Bergische Freilichtmuseum mit seinem breit gefächerten Bildungsangebot, seinen Ausstellungen und Aktionen schon für die vergangenen beiden Jahre qualifizieren. Die geleistete Arbeit und das weitere Konzept konnten die Juroren wieder überzeugen, und so darf sich das Museum – wie Brigitte Trilling-Migiel-ski S. 35 ff. ausführt - auch in den kommenden beiden Jahren mit dem UNESCO-Logo schmücken. Einen wichtigen Beitrag dazu leisten auch die Bemühungen von Marianne Frielingsdorf und der „Gartenarche“ um den Erhalt von traditionellen Pflanzenarten in dem von uns geförderten neuen Garten neben dem Eingangsgebäude (vgl. S. 39 ff.).

Viel Freude bei der Lektüre dieser und weiterer Beiträge im neuen *Freilichtblick*,
wünscht Ihnen
Ihr Klemens J. Krieger

Wie man aus Lumpen Geld macht - ein Beitrag zum global playing im Zeitalter von Wasserrad und Dampfmaschine

von Michael Kamp

Am 12. April 1861 eröffneten die Konföderierten das Bombardement auf Fort Sumter in South Carolina. Die Bemühungen des amerikanischen Präsidenten Abraham Lincoln, diesen Feuerüberfall auf eine Festung seiner Unionstruppen nicht zu einem Krieg eskalieren zu lassen, blieben erfolglos. Fort Sumter war das Fanal für den Amerikanischen Bürgerkrieg. Er sollte vier Jahre dauern und zur völligen Niederlage der amerikanischen Südstaaten führen. Die kriegerischen Auseinandersetzungen beschränkten sich jedoch nicht allein auf die USA, sondern beeinflussten die

Weltwirtschaft so nachhaltig, dass ihre Auswirkungen selbst die abgelegenen Flusstäler des Bergischen Landes erreichten.

In einem dieser Täler fließt die Leppe. Seit alters her nutzten die Gewerbetreibenden ihr starkes Gefälle und die daraus resultierende Wasserkraft, um Mühlenwerke und Schmiedehämmer anzutreiben. Vor zweihundert Jahren reihten sich auf rund zwanzig Flusskilometer von der Quelle bis zur Mündung in die Agger bei Engelskirchen mehr als 30 Hammerwerke: Die Leppe galt als die gewerbliche Lebensader der kleinen Herrschaft Gimborn.

Der Müllershammer kurze Zeit vor dem Abbau. Deutlich erkennbar ist der schlechte bauliche Zustand des Gebäudes, der auf jahrzehntelange Vernachlässigung des Bauunterhaltes zurückzuführen ist.



Doch sorgte die hohe Betriebsdichte schon früh für ungünstige Wettbewerbsverhältnisse. Nicht jeder Hammerwerksbetreiber an der Leppe hatte ein einträgliches Auskommen und viele Wasserräder standen mangels Rentabilität still.

Die verkehrsgünstiger gelegene Konkurrenz im Sauerland, die Industrialisierung des Ruhrgebietes und die mangelhafte Eisenbahnerschließung des Bergischen Landes bewirkten im Verlauf des 19. Jahrhunderts, dass die Zahl der Eisenhämmer an der Leppe kontinuierlich abnahm. 1885 existierten nur noch zwei, die sich jedoch zu prosperierenden, bis heute erfolgreich tätigen Stahlverarbeitungsbetrieben weiterentwickelten. Schon am Vorabend des Bürgerkrieges im fernen Amerika stampften die im Leppetal gelegenen Hämmer infolge des Strukturwandels, den die Eisenindustrie damals durchmachte, mehr schlecht als recht.

Der Müllershammer - vom Hammerwerk zur Lumpenmühle

Die besten Zeiten schienen zweifelsohne auch für den Müllershammer vorüber zu sein. 1804 wird die Anlage erstmals aktenkundig und als Eigentümer „C.B. Möller“ erwähnt. Wahrscheinlich existierte das Werk damals kaum ein Menschenalter und der besagte Möller war wohl Jahre zuvor der Erbauer des Hammers gewesen. Darauf deutet der Namen der Anlage hin und aus „Möller“ wurde später lediglich „Müller“. Auch die Mischbauweise aus Bruchstein und Fachwerk weist auf eine Entstehungszeit des Gebäudes im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts hin. Ob ein Vorgängerbau existiert hat, konnte nicht zweifelsfrei nachgewiesen werden. Der bei der Grabung durch das Rheinische Amt für Bodendenkmalpflege freigelegte große

Wurzelstock, der einst als Ambossunterlage diente, könnte jedoch darauf hinweisen.

Ebenso wenig bekannt ist die ursprüngliche Nutzungsdauer des Müllershammers. Allem Anschein nach währte diese nur ein knappes Jahrhundert. Die Umwandlung in eine Lumpenmühle dürfte um 1865 erfolgt sein.



Nachträglich kolorierter Situationsplan des Anwesens aus dem Jahr 1892. Deutlich wird die Größe des längst trockengelegten Mühltenteichs. Das kleine Karbonisierhaus liegt gegenüber vom Müllershammer. Heute befinden sich dort Garagen der Firma Leppe Edelstahl.

Auf den ersten Blick könnte dies zwar als gewerblicher Abstieg gedeutet werden, doch viele Möglichkeiten dürften ohnehin nicht bestanden haben, ein unrentables Hammerwerk sinnvoll umzunutzen.

Dass der Betreiber des Müllershammers einen solchen Schritt unternahm, war zweifelsohne eine Folge des Sezessionskrieges im fernen Amerika. Vor Ausbruch der Unruhen standen die industriell wenig entwickelten Südstaaten weltweit an der Spitze der Baumwollerzeugung. Die günstigen klimatischen Anbaubedingungen und die zunehmend rücksichtslosere Ausbeutung der Sklaven ließen die Ernteerträge in der Dekade nach 1850 um ein Viertel ansteigen. Hatte der Marktführer noch 1861 über 300 Millionen englische Pfund Baumwolle exportiert, brach der Absatz zu Beginn des Bürgerkrieges vollkommen ein und betrug



Baumwollernte mit schwarzen Sklaven im Südstaat Mississippi.

während der Kriegsjahre nur mehr 2 bis 4 Prozent, die noch nicht einmal den eigenen Bedarf deckten.

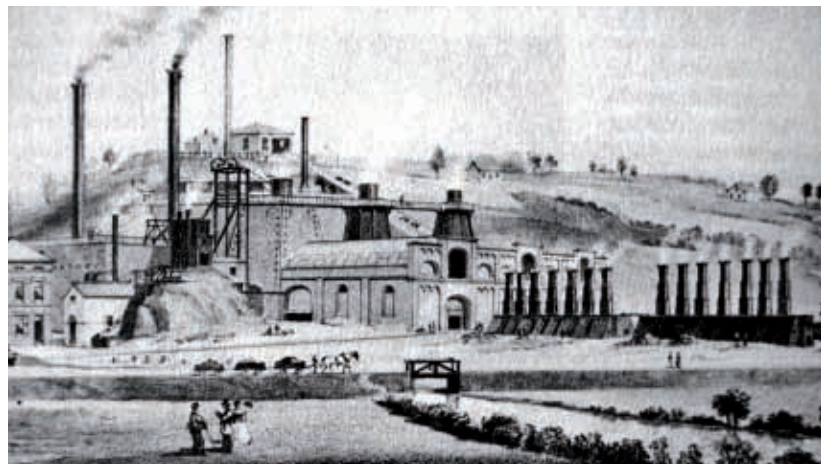
Kunstwolle statt Baumwolle

Dieser abrupte Niedergang wirkte sich dramatisch in Europa aus. Der plötzliche Mangel des textilen Rohstoffs Baumwolle führte in England unmittelbar zu Massenarbeitslosigkeit und Kurzarbeit. Nur wenige Jahre nach der ersten Weltwirtschaftskrise von 1857 zeigte sich ein weiteres Mal, dass die transkontinentalen Handelsbeziehungen der frühen Industrienationen noch sehr labil waren. Besonders betroffen war die Grafschaft Lancashire in Nordwestengland. Innerhalb des ersten Kriegsjahres 1861/62 fiel dort die Zahl der Vollbeschäftigten in den Spinnereien von rund 540.000 auf 200.000 Arbeiterinnen und Arbeiter. Der Amerikanische Bürgerkrieg hatte in den frühen Industrie-

nationen in Europa eine wirtschaftliche Rezession ausgelöst, die so nachhaltig wirkte, dass sie unter dem Namen „cotton famine“ (Baumwollknappheit) in die Geschichte einging.

Auch in den deutschen Ländern führte der Rohstoffmangel zu großen Problemen in der Textilindustrie. Hier hatte die industrielle Revolution gerade erst an Fahrt gewonnen. So schickte sich unweit des Bergisches Landes eine Region an, zu einem der bedeutendsten Industriereviere der Erde aufzusteigen: das Ruhrgebiet. Nirgendwo sonst äußerte sich die Dynamik dieser Epoche spürbarer. An Rhein und Ruhr entwickelten sich in nur einem Menschenalter kleine Werkstätten zu riesigen Fabrikanlagen, Kleinstädte verwandelten sich in Industriemetropolen. Lebten 1818 zwischen Duisburg und Dortmund ca. 160.000 Menschen, so hatte sich die Bevölkerung bis 1871 verdreifacht und bis zum Jahr 1905 auf 1,7 Millionen Einwohner verzehnfacht.

Die kleinen bergischen Hammerwerke hatten gegen die neuen Industriebetriebe im Ruhrgebiet keine Chance. Ansicht des Eisenwerkes „Phönix“ in Essen-Kupferdreh, um 1855.



Auch im Bergischen nahm die Bevölkerung nach 1850 erheblich zu. Die reichlich vorhandene Wasserkraft und niedrige Löhne schufen lukrative Voraussetzungen für die Textilindustrie. Die meisten Beschäftigten der Spinnereien und Webereien lebten mit ihren kinderreichen Familien jedoch hart an der Armutsgrenze und konnten sich die Produkte, die sie mit eigenen Händen fertigten, selbst nicht leisten.

Doch wie ließ sich ihr Bedürfnis nach preiswerter Kleidung befriedigen, wenn natürliche Ressourcen wie Baum- oder Schafwolle zu knapp oder zu teuer waren?

Eine preiswerte Alternative bot die Wiederaufbereitung von Lumpen. Die Idee, die dahinter steckte, war, Garnabfälle der Spinnereien und Lumpen wieder dem textilen Verarbeitungsprozess zuzuführen. Dieses Verfahren hatte sich bereits seit langer Zeit in der Papierfabrikation bewährt. Doch die industrielle Revolution mit ihrem gewaltigen Bevölkerungswachstum schuf überhaupt erst einen Markt für aus Lumpen recycelter Kleidung. Den entscheidenden Impuls, dies in großem Maßstab zu tun, gab jedoch die bereits erwähnte durch den Amerikanischen Bürgerkrieg ausgelöste Baumwollknappheit (cotton famine). Jacken, Hosen und Strümpfe aus Kunstwolle kosteten nur einen Bruchteil wie entsprechende Kleidungsstücke aus reiner Wolle. Sie unterschieden sich äußerlich kaum von „echter“ Wollkleidung, besaßen aber eine wesentlich geringere Haltbarkeit. Insofern dürfte es interessant sein, einmal die Wechselwirkung zwischen Kunstwolle und Mode anhand des Kleidungsverhaltens jener Zeit zu untersuchen.

Lumpenverarbeitung als Wirtschaftsfaktor

Englische Unternehmer begannen schon kurz nach 1800 als erste mit der Wiederverwertung von Garn- und Stoffabfällen. Die Wiege der Kunstwolle in Deutschland stand jedoch zweifelsohne im Rheinland. Ein Dürener Fabrikant fertigte bereits 1849 erstmals Kleider aus Lumpen. Zwei Jahre später wandte sich auch der Unternehmer Ernst Pickhardt in Friederichsthal bei Wipperfürth diesem Verfahren zu.



Die älteste oberbergische Kunstwollfabrik gründete der Unternehmer Ernst Pickhardt 1851 in Friederichsthal bei Wipperfürth.

Noch war nicht abzusehen, dass sich das Lumpenrecycling binnen kurzem zu einem wichtigen Zweig der oberbergischen Textilindustrie entwickeln würde.

Im Verlauf der kriegerischen Auseinandersetzungen in den USA zwischen 1861 und 1865 hatte sich der Garnausstoß der hiesigen Spinnereien an Kunstwolle auf rund 1000 Tonnen im Jahr verdoppelt. Davon ließen sich immerhin 1,7 Millionen Jacken herstellen. Diese beachtlichen Produktionszahlen setzten einen gut organisierten und zuverlässigen Lumpenhandel voraus. Nähere Einzelheiten sind zwar noch nicht erforscht, doch

ist anzunehmen, dass die Stadt Köln hier eine Schlüsselposition für das Oberbergische Land inne hatte: Einerseits ließ die einwohnerreichste Stadt der Rheinprovinz ein beachtliches Lumpenaufkommen erwarten, andererseits besaß die Textilindustrie in der Domstadt keine nennenswerte Bedeutung, da die Arbeitslöhne hier höher als anderswo lagen.

Damit boten sich überaus günstige Voraussetzungen für das bergische Unternehmertum: Niedrige Löhne und Rohstoffpreise garantierten eine hohe Rendite.

Das Recycling von Lumpen zu Kunstwolle erwies sich als ein gewinnbringendes Geschäft, da die Investitionen für die technische Infrastruktur überschaubar blieben. Der Textilmaschinenpark, der Baum- oder Schafwolle zu Garn spann, war weitgehend mit dem für die Kunstwollverarbeitung identisch.

Die Kunstwolle - Recyclingprodukt mit Nebenwirkungen

Ende des Jahres 1865 widmeten sich bereits rund 70 kleine und größere Betriebe um Gummersbach, Bergneustadt und Wipperfürth der Verarbeitung von Kunstwolle. Auch der Müllershammer zählte dazu. Nichts erinnerte mehr an seine ursprüngliche Nutzung als Hammerwerk. Stattdessen befand sich in seinen Mauern nun eine Lumpenreißerei und -wäscherei, die den Rohstoff für die Kunstwollspinnereien in der Umgebung aufbereitete und lieferte. Für diesen Zweck erhielt das Gebäude einen Anbau, der in der Folge zahlreiche bauliche Veränderungen erfuhr.

Bis zu zwölf Personen - überwiegend Frauen und Jugendliche - arbeiteten zeitweise im Müllershammer.

Jede Lumpenlieferung musste zunächst nach Qualität und Verschmutzungsgrad sortiert werden. Anschließend gelangte das Material



Frauen sortieren Lumpen in einer Waldbröler Reißwollfabrik, um 1900.

in den Reißwolf. Seine schnell rotierenden Nagelwalzen zerfetzten das Gewebe in kleinste Bestandteile. Dieser Vorgang wiederholte sich so oft, bis am Ende nur noch unterschiedlich lange Textilfasern übrig blieben.

Außerdem waren große eiserne Waschmaschinen vorhanden, um stark verschmutzte Hadern zu reinigen. Zentrifugen oder Schleudern sorgten dafür, dass die gewaschenen Lumpen schneller trockneten. Zunächst trieb ein Wasserrad mit ungefähr 10 PS Leistung diese Aggregate über Transmissionsrie-



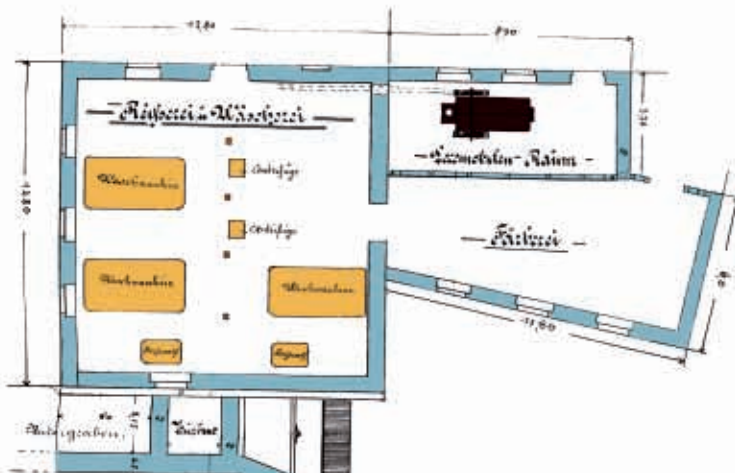
Lumpenwäscher bei der Arbeit in Waldbröl. Ein bedeutender Hersteller der transmissionsbetriebenen Waschmaschinen war der Textilmaschinenhersteller H. Schirp in Wuppertal-Vohwinkel.

men an. Ein großer Mühlenteich, unterhalb des Fahrweges nach Marienheide gelegen, speiste das Rad.

Dementsprechend konnte nur dann gearbeitet werden, wenn genug Wasser vorhanden war. Vor allem in trockenen Sommern dürfte Wassermangel zu längeren, unfreiwilligen Produktionsstillständen geführt haben.

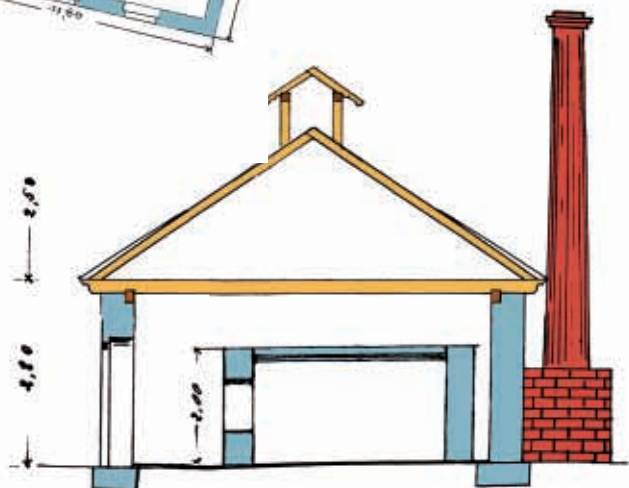
Im Jahr 1887 bahnte sich ein größerer Konflikt mit dem Nachbarbetrieb, dem flussabwärts gelegenen Stellershammer an. Dessen Eigentümer, die Firma Eduard Dörrenberg aus Engelskirchen-Ründeroth, befürchtete durch die „Lumpenreißerei und Wäscherei“ im Müllershammer erhebliche Nachteile. Angeblich illegale Erhöhungen des Stauwehres sorgten für Unmut und zudem hieß es, „wird das Wasser ... dergestalt verunreinigt, dass unsere Arbeiter ihr Trinkwasser nicht daraus entnehmen können“. Der von der Kölner Bezirksregierung veranlasste Untersuchungsbe-

richt bestätigte schließlich im Herbst 1887 die hohe Verschmutzung der Leppe durch die Lumpenverarbeitung und schloss kategorisch aus, dass aus ihr Brauch- und Trinkwasser entnommen werden konnte. In den folgenden Jahren verschlechterte sich der Zustand der Leppe durch die Aktivitäten im Müllershammer sogar noch weiter. Darauf weisen verschiedene bauliche und technische Maßnahmen hin, die im Jahr 1892 stattfanden. Zum einen erhielt die „Kunstwollfabrik“ im Müllershammer eine gebrauchte Dampfmaschine. Sie ermöglichte fortan auch dann eine kontinuierliche Lumpenbearbeitung, wenn das Wasser für den Antrieb des Rades nicht ausreichte. Der damalige Eigentümer, die Firma Hühn & Schmidtseifer, erwarb die Lokomobile im nahen Bickenbach.



Schnitt durch das rund 60 Quadratmeter große Karbonisierhaus nach dem Einbau des Ofens.

Der Müllershammer nach dem Einbau der Turbine, 1905. Damals beherbergte der Anbau die Färberei. Die Lokomobile war vermutlich aus Brandschutzgründen in einem separaten Gebäude untergebracht.



Das Aggregat selbst war zwar bereits 34 Jahre alt, genügte aber offenbar den Anforderungen. Auf jeden Fall steigerte die Dampfmaschine die Kunstwollproduktion. 1905 trat an die Stelle des Wasserrades eine Turbine, so dass auch die natürliche Ressource Wasser als Energielieferant effizienter genutzt werden konnte.

Gleichzeitig bemühten sich die Besitzer, ständig die Qualität ihres Produktes zu verbessern. Nach wie vor gestaltete sich die Bearbeitung der Mischgewebe sehr schwierig. Blieben Baumwollanteile in der Kunstwolle zurück, besaßen sie die unangenehme Eigenschaft, dass sie sich nicht färben ließen und als weiße Punkte den Wert des Gewebes minderten. Nur die Behandlung mit Säure bei anschließender Trocknung mit hoher Temperatur konnte nach dem damaligen Stand der Technik dieses Problem lösen. Dieses Verfahren heißt im Fachjargon „Karbonisieren“, da die pflanzlichen Fasern durch die Säure verkohlt werden. Es fand ab 1892 in einem Schuppen neben dem Müllershammer statt. Dieses sogenannte Karbonisierhaus besaß einen großen Trockenofen und eine sieben Meter hohe Esse, die die Rauchgase abführte. Äußerlich ähnelte das Anwesen immer mehr einer kleinen Fabrik.

Und die Umweltbelastungen im Leppetal erreichten eine weitere Dimension durch die Luftverschmutzung, zu der zusätzlich der Rauch der Lokomobile beitrug.

Hohe gesundheitliche Beeinträchtigungen mussten die in der Lumpenreisserei Beschäftigten ohnehin hinnehmen. Das Risiko einer schweren Erkrankung war groß: Die schmutzigen Lumpen verursachten Infektionskrankheiten, die hohe Luftfeuchte in den Arbeitsräumen belastete die Atemwege ebenso wie die Säurebäder, die zudem gefährliche Ver-

ätzungen hervorrufen konnten. Auch dürften dem Personal die negativen Folgen mit den in der Färberei im Anbau verwendeten Chemikalien weitgehend unbekannt gewesen sein.

Den größten Schaden jedoch erlitt zweifelsohne die Natur. Die geänderte gewerbliche Nutzung des Müllershammers verursachte erhebliche Umweltschäden. Das vom Lumpenrecycling verunreinigte Wasser, die verbrauchten Säurebäder und Farbbäder flossen ungehindert in die Leppe. Ihr Schicksal erinnert bezeichnenderweise an das der Wupper, die sich bereits um 1800 in Elberfeld und Barmen in eine stinkende Kloake mit wechselndem Farbenspiel der Färbereiabwässer verwandelt hatte.



Zeitgenössische Karikatur auf die verseuchte Themse in London, um 1855.

Darüber hinaus taten auch die giftigen Rauchemissionen aus dem Karbonisierhaus und von der Dampfmaschine ihr übriges, dass

der Müllershammer um 1900 wohl zu den größten Umweltverschmutzern in der Umgebung von Lindlar zählte.

Der Müllershammer - ein Projekt des Bergischen Freilichtmuseums für nachhaltige Umweltbildung

Im Bergischen Freilichtmuseum wird das Gebäude so wieder aufgebaut, wie es zu seiner Blütezeit als Lumpenreißerei ausgesehen haben könnte. Die gewählte bauliche Rekonstruktion aus der Zeit um 1900 verzichtet auf den nachträglichen Anbau. Dieser hatte in kurzen Zeitabständen derart umfassende bauliche Veränderungen erfahren, dass die Wiederherstellung einer bestimmten baulichen Entwicklungsphase nicht möglich war. Zuletzt präsentierte er sich als Gebäude der 1950er Jahre mit flachem Eternitdach und Wänden aus Hohlblocksteinen.

Der neue Standort des Müllershammer im Museumsgelände unterhalb des Weihers an der Seilerei ist so gewählt, dass auch das bis 1905 vorhandene Wasserrad betrieben werden kann und eine für das Lumpenrecycling einst typische Maschine zu Schauzwecken antreiben soll.

Darüber hinaus ist geplant, auf einer Fläche von ca. 150 m² eine interaktive Dauerausstellung über die spannende Kulturgeschichte des Abfalls im Bergischen Land einzurichten. Ausgehend von der Geschichte und einstigen Nutzung des Müllershammers als Lumpenmühle soll der Umgang des Menschen mit Natur und Umwelt in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft anschaulich vermittelt werden.

Ziel der Präsentation soll - ganz im Sinne der ökologischen Ausrichtung des Bergischen Freilichtmuseums und der Agenda 21 - sein, das Bewusstsein für eine umweltverträgliche

Ressourcennutzung weiter zu vertiefen. Dazu wird auch der im Dachgeschoss geschaffene Multifunktionsraum für Ausstellungen, Veranstaltungen und die Museumspädagogik beitragen, der thematische Akzente setzt und so das Umweltbildungsangebot des Museums inhaltlich weiter entwickelt. Schön wäre es, wenn es in diesem Zusammenhang gelänge, das Bergische Freilichtmuseum als Kompetenzzentrum für die kulturgeschichtliche Bedeutung des Wassers in der Region zu etablieren.

Literatur und Quellenwahl:

- Kreisarchiv Gummersbach, Gemeinde Gimborn, Gewerbekonzessionen 2620
- Friedrich August Alexander Eversmann: Übersicht der Eisen- und Stahl-Erzeugung in so fern solche auf Wasserwerken vorgeht, in den Ländern zwischen Lahn und Lippe, Dortmund 1804.
- Wilhelm Schultze: Die Produktions- und Preisentwicklung der Rohprodukte der Textilindustrie seit 1850, Jena 1896 (Staatswissenschaftliche Studien, 5. Bd., 6. Heft).
- Heimatsbuch für den Kreis Gummersbach. Gummersbach o. J. (um 1920).
- Burghard Baldus: Die wirtschaftliche und soziale Entwicklung im Kreise Gummersbach von seiner Gründung bis zum Weltkrieg, Gummersbach 1927.
- Hugo Rothstein: Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte des Oberbergischen Landes, Hamm 1933.
- Edward Baines: History of the Cotton Manufacture in Great Britain, London 1966².
- Chronik des Ruhrgebietes, Dortmund 1987.
- Chronicle of America. London, New York, Stuttgart, Moskau 1995.
- Oberbergische Geschichte, Band 2, Wiehl 1998.
- Gerhard Pomykaj: Gummersbacher Geschichte, Band 2, Gummersbach 2006.

Danksagung

Dem Verein der Freunde und Förderer des Bergischen Freilichtmuseums Lindlar e.V. sei herzlich für den Erwerb des Müllershammers gedankt, der Gemeinde Lindlar für den Grundstückskauf und dem Rheinischen Amt für Bodendenkmalpflege, Außenstelle Overath, für die wissenschaftliche Untersuchung des Untergrundes.

Neue Projekte für das Museum:

Gut Dahl aus Wülfrath und der Müllershammer

von Dieter Wenig

Im Laufe des Jahres 2007 konnten die Vorbereitungen für zwei Großprojekte für die nähere Zukunft des Bergischen Freilichtmuseums abgeschlossen werden: Die Demontage der Gebäude von Gut Dahl aus der Nähe von Wülfrath und des historischen Müllershammers aus dem Leppetäl.

Gut Dahl aus Wülfrath

Mit Gut Dahl konnte das Bergische Freilichtmuseum in Kooperation mit der Fa. Rheinkalk die Gebäude eines ehemaligen Guts Hofes, bestehend aus einem stattlichen Wohnhaus, einer Remise und einer großen Scheune, erwerben.

Die Hofanlage war bereits vor einigen Jahren stillgelegt worden, da der Abbruch durch die bevorstehende Ausdehnung des Kalksteinabbaus unausweichlich war. Im Oktober 2006 wurde im Auftrag der Fa. Rheinkalk mit der Demontage begonnen, die Anfang 2007 abgeschlossen werden konnte und vom Bergischen Freilichtmuseum intensiv begleitet und dokumentiert wurde.

Die Hofanlage mit Scheune, Remise und Wohnhaus vor der Demontage; am Standort des Fotografen befand sich der Teich.

Bereits bei der ersten Besichtigung war erkennbar, dass das Anwesen durch Ergänzungen, An- und Umbauten geprägt wurde. Das Wohnhaus selbst entstammt mindestens zwei Bauphasen: einem älteren Teil, der in der letzten Nutzung vor allem Stall und Wirtschaftsräume beherbergte, sowie einer jüngeren Ergänzung, die von Anfang an rein für Wohnzwecke bestimmt war.

Ein kleiner Fachwerkbereich an der östlichen Traufseite gab Aufschluss über das ursprüngliche Aussehen des Gebäudes. Trotz vielfältiger Umbauspuren und Bauschäden erbrachte eine detaillierte Auswertung von Zapfenlöchern, Fensterfalzen und Türanschlüssen einen gesicherten Indizienbeweis für die ehemalige Fachwerkkonstruktion: einem Ständerbau mit sehr breiten Gefachen, einfachen Kopfstreben und sehr kleinen Fenstern, die im Obergeschoß nur eine Größe von rund 50 x 50 cm erreichten. Da das hier verzimmerte Eichenholz dendrochronologisch datiert werden konnte, konnten wir als Erbauungsdatum für den älteren Teil des Hauses das Jahr 1651 bestimmen.





Fachwerkpuzzle: in den Ständern sind neben den jüngeren Tür- und Fenstereinbauten noch die Falze und Zapflöcher der ehemaligen kleinen Fensteröffnungen gut zu erkennen.

Der in seiner Konstruktion weitgehend unveränderte jüngere Teil des Wohnhauses konnte noch mit einigen spannenden Details aufwarten: so fand sich unter anderem die weitgehend original erhaltene Anlage einer offenen Feuerstelle mit Herdwand, Takenheizung und Rauchfang.

Die Inschrift der Kaminplatten nennt als Jahr der Errichtung 1773, ein Datum, das auch die dendrochronologische Untersuchung des Fachwerkgefüges bestätigte. Hier ergab sich für die Fällung des Bauholzes das Jahr 1769. Da der Kamin erst nach Fertigstellung des Hauses eingebaut wurde, fügen sich die beiden Daten gut zueinander, so dass auch der jüngere Teil des Wohnhauses als fest datiert gelten kann.

Zu dem Wohnhaus gehörte eine ebenso große Scheune, die nach ihrer

Bauart ebenfalls noch dem späten 17. Jahrhundert entstammen dürfte. Dieses Gebäude ist in dem Anfang des 19. Jahrhunderts entstandenen Urkataster verzeichnet und weist dort bereits zwei Anbauten auf. Im letzten Zustand sind diese Anbauten immer noch erhalten und zu einer über die ganze Länge der Scheune reichenden Abschleppung vereinigt.

Verbunden waren Scheune und Wohnhaus durch eine Remise, deren mächtige Rückwand aus Kalkbruchstein errichtet wurde. Die zur Aussteifung eingelassenen Maueranker ergeben die Jahreszahl 1867.

Zum Tal hin schloss sich eine Teichanlage an, die die Giebelseite der Scheune berührte und sich fast über die gesamte Breite des

Hofes erstreckte. Derartige Anlagen sind häufiger bei den einzeln liegenden Gütern nachzuweisen und sollten – oft in Verbindung mit steingemauerten Wehrspeichern – einen gewissen Schutz des Anwesens gewährleisten.

Der geplante Wiederaufbau von Gut Dahl wird die Präsentation um einen wesentlichen Teil bereichern: während bislang vor allem eher das südliche Bergische Land im Museum vertreten war, fehlten Beispiele des bäuerlichen Lebens aus dem



In den Platten der Kaminanlage sind das Baujahr und die damaligen Eigentümer genannt: Anno 1773 Henrich Wilhelm Möller und Maria Margreita Wimmer, Hoff im Dahl.

niederbergischen Raum. Hier wurden die Hofstellen durch das Anerbenrecht ungeteilt weitervererbt und konnten sich so über Jahrhunderte zu stattlichen Anwesen entwickeln, während es im südlichen Bergischen Land mit der Realernteilung zu einer stetigen Aufteilung des Besitzes kam. Auf diese prägende Kleinteiligkeit der Landschaft und der Wohnverhältnisse ist auch die Präsentation im Bergischen Freilichtmuseum abgestimmt. Die Zuordnung von Gut Dahl zu einer der bestehenden Baugruppen schied daher grundsätzlich aus. Für die Wiedererrichtung wurde ein Standort in der Nähe des Nordzugangs des Museumsgeländes ausgesucht, an dem sich die ursprüngliche Alleinlage des Anwesens am besten realisieren ließ.

Die Planung sieht vor, dass das Wohnhaus museal wiedererrichtet wird. Der Zustand mit dem älteren Bauteil von 1651 und der jüngeren Ergänzung von 1773 wird so rekonstruiert, dass die Bauphasen sowohl im Fachwerkbild des Außenbaus wie auch in der inneren Gestaltung ablesbar werden.

Die Remise und die ehemalige Scheune werden in ihrer äußeren Form aufgebaut und sollen zukünftig die Unterbringung des Programms „Schüler wohnen im Museum“ mit Übernachtungs- und Aufenthaltsräumen ermöglichen.

Der Müllershammer

Der Müllershammer wurde vor über 200 Jahren im Leppetetal errichtet und bildete einen der vielen Stahlhämmer, die die Wasserkraft der Leppe nutzten. Nach einer wechselvollen Nutzung als Hammerwerk wurde dort – wie bereits im vorstehenden Artikel geschildert – eine Anlage zur Wiederaufbereitung von Lumpen für die Kunstwollproduktion eingerichtet. Nach dem Niedergang dieses Erwerbszweiges diente der Hammer noch eine Zeit lang als Schlosserei, bevor er stillgelegt wurde und durch Witterungseinflüsse und mangelhafte Bauausführung der vielfältigen Umbauten zunehmend verfiel. Am Ende war besonders die Dachkonstruktion stark einsturzgefährdet und bereits über Jahre notdürftig abgestützt, so dass hier bei der Demontage größte Vorsicht geboten war.

Das Gebäude selbst war aus Grauwackebruchsteinen erbaut, deren bruchraue Oberfläche einen bewussten Kontrast zu den fein bearbeiteten und scharrierten Sandsteinquadern der Fenster- und Türgewände sowie der Eckquaderung der nördlichen Giebelseite bildete. Um diese Mauertechnik auch bei der Wiedererrichtung im Museumsgelände originalgetreu nachbilden zu können, wurden sämtliche Sandsteinquader einzeln nummeriert.

Die Bruchsteine, die in ihrer Lage stets einzelnen Quadern zugeordnet waren, wurden ebenfalls vorsichtig von Hand demontiert und entsprechend den einzelnen Schichten auf Paletten verpackt.

Die Rückseite des Müllershammers offenbart erst die erheblichen Schäden, die eine Übertragung ins Museum erforderlich machten.

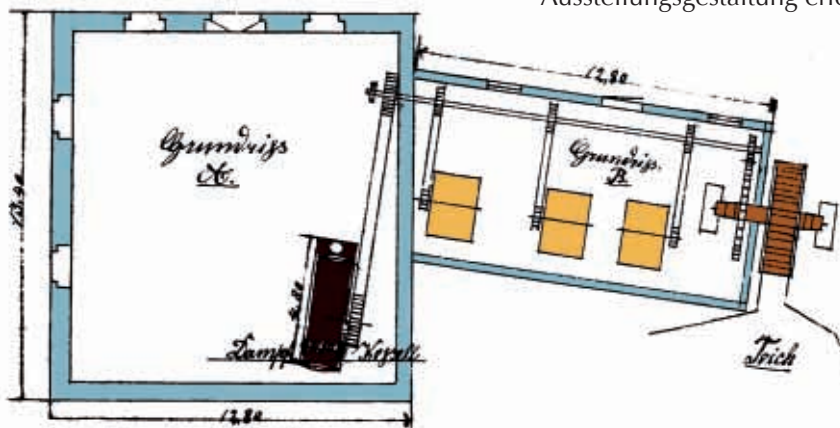




Ergebnis der archäologischen Grabung: der gut erhaltene, aus Bruchstein gemauerte Kasten für das Wasserrad. Oberhalb ist der Zulauf zu erkennen, der direkt an den Stauteich anschloss.

Aber auch nachdem das Mauerwerk so weit wie möglich abgetragen war, fanden sich keine Spuren der früheren Nutzung. Erst die im Anschluss durch das Rheinische Amt für Bodendenkmalpflege durchgeführte archäologische Untersuchung brachte noch einige interessante Funde zu Tage: Bei der Umwandlung des Hammerwerks in eine Kunstwollfabrik wurde auch das ehemalige Nebengebäude mit einbezogen und mit dem Ursprungsgebäude verbunden. Der Wasserantrieb wurde aus diesem Grund an die östliche Außenwand des Nebengebäudes verlegt. Diese bis dahin nur aus den vorliegenden Archivalien zu erschließende Bauphase konnte durch die Grabung eindeutig nachgewiesen werden. Dabei fand sich sowohl der Zulauf vom Stauteich als auch der gemauerte Radkasten mit einem aus Bruchstein überwölbten Abflussgraben.

Im Jahr 2008 werden nun die Bruchsteinwände des ehemaligen Hammerwerks originalgetreu wiedererrichtet und das bereits fertig restaurierte Dachwerk aufgesetzt. Anschließend soll der Innenausbau und die Ausstattungsplanung erfolgen.



Aus Gründen der Veranschaulichung nachträglich kolorierter Grundriß des Müllershammers und Nebengebäude nach dem Einbau der Dampfmaschine im Jahr 1892. Damals befand sich im Anbau die Lumpenwäscherei.

„Jahre der Not“

Dauerausstellung in Haus Helpenstein

von Petra Dittmar

Im Oktober 2007 wurde eine ständige Ausstellung zum Thema Nachkriegszeit in Haus Helpenstein eröffnet. Für die entsprechende Präsentation der Abteilung war es notwendig, das ehemalige Arbeiterwohnhaus zu restaurieren. In dem Gebäude, in der Nähe des Eingangs gelegen, war bis zur Eröffnung des neuen Eingangsgebäudes über viele Jahre der Museumsladen untergebracht.



Neugestalteter Eingangsbereich von Haus Helpenstein.

Die Ausstellung widmet sich auf knapp 40 m² den zentralen Themen und Lebensumständen der Zeit unmittelbar nach dem Kriegsende 1945 und bis zur Gründung der Bundesrepublik Deutschland 1949. Wesentliche Bestandteile der Ausstellung sind die Themenbereiche: Kriegsende in Lindlar und Umgebung, die schlechte

Ernährungslage der Bevölkerung, die Lebensumstände der Vertriebenen sowie die Aufarbeitung der Themen Schule und Kindheit.

Die Inhalte der Ausstellung basieren auf der 2005 aus Anlass des 60-jährigen Endes des Zweiten Weltkrieges gezeigten Ausstellung auf Schloss Heiligenhoven.



Inzenierung der beengten Wohnsituation in der Nachkriegszeit.

Diese Präsentation wurde vom Museum in Kooperation mit dem Arbeitskreis Regionalgeschichte des Fördervereins und mit großer Unterstützung seitens der Bevölkerung zusammengestellt. Die positive Besucherresonanz auf die Präsentation, die Inhalte und die Ergebnisse der Ausstellung zu den „Jahren der Not“ bewogen uns, die Inhalte aufzugreifen und in die Dauerpräsentation auf dem Gelände des Freilichtmuseums zu integrieren. In den vergangenen beiden Jahren sammelte das Museum zahlreiche weitere

Objekte aus der Nachkriegszeit, wie Lebensmittelkarten, Verpackungen aus Care-Paketen, Fotografien, Briefe und Erzählungen, sowie lebensgeschichtliche Dokumente, die auf diese Weise die Ausstellung mit wichtigen Exponaten ergänzen.

Neben der umfangreichen Restaurierung des Gebäudes, das durch den hohen Grundwasserspiegel bereits Schäden durch die aufsteigende Feuchtigkeit aufwies, erhielt auch das komplette Umfeld eine ansprechende Neugestaltung. Der in den 1970er Jahren angebaute Lagerschuppen wurde nach dem Auszug des Museumsladens nicht mehr benötigt und so konnte der ursprüngliche Bauzustand im Zeitschnitt der 1950er Jahre wieder her-

gestellt werden. Das Umfeld fand eine weitere Ergänzung durch das Anlegen einer kleinen Gartenparzelle vor dem Eingang, auf der typische Nutzpflanzen der Nachkriegszeit angebaut werden.



Vom Großvater selbstgebautes Fahrzeug.
(Schenkung: Familie Kleinschmidt)

Die Ausstellungseinheit ist pädagogisch von unserer Museumspädagogin Kirsten Osthoff aufgearbeitet worden. Für Schulklassen bieten wir das neue Programm „Es war ja alles knapp!“ an. Es vermittelt in anschaulicher Weise die Lebensumstände von Kindern und Jugendlichen in der Nachkriegszeit. Weiterführendes Unterrichtsmaterial ist auf Anfrage im Museum erhältlich.



Detail eines CARE-Paketes.

(Alle Fotos St. Arendt, Medienzentrum Rheinland)

Anschlagtafel im Eingangsbereich.



„Kaffee: Kulturgeschichte und Fairer Handel.“

Eine Ausstellung im Bergischen Freilichtmuseum Lindlar

von Anka Dawid

Kennen Sie Kopi Luwak? Haben Sie ihn vielleicht sogar schon einmal probiert? Kopi Luwak ist eine der teuersten Kaffeesorten der Welt. Das Kilogramm Bohnen kostet bis zu 1000 Euro. Kaffee gourmets schwören auf ihn, beschreiben seine Note als „erdig, modrig, mild, sirupgleich, gehaltvoll und mit Untertönen von Dschungel und Schokolade“. Dieses ganz besondere Aroma benötigt aber auch eine ganz besondere „Veredelung“: Die Kaffeebohnen sind vor ihrer Weiterverarbeitung bereits einmal durch den Verdauungstrakt südostasiatischer Schleichkatzen gewandert. Diese fressen mit Vorliebe die süßen Kaffeekirschen, können aber nur das rote Frucht-

fleisch verdauen. Der Kern, also die Bohne, wird wieder ausgeschieden. Diese spezielle „Behandlung“ mit Magensaft und Verdauungsenzymen der Katzen gibt den Bohnen ihren unnachahmlichen Geschmack.

*„Cafee, dein recht
flücht'ges Feuer,
ist der Gantzen
Welt bekant“ **

*aus einer französischen Kantate von 1703

Riesenkaffeetassen und eine überdimensionale Kaffeemühle beherbergten die Exponate.
(Foto: Stefan Arendt, Medienzentrum Rheinland)



So exklusiv und teuer der Genuss von Kopi Luwak heute ist, so ähnlich muss es vor rund 300 Jahren gewesen sein, als Kaffee allmählich den europäischen - zunächst nur wohlhabenden - Geschmackssinn zu erobern begann. Seit jener Zeit ist sein Siegeszug um die Welt nicht aufzuhalten. Aus unserem Alltag ist er schon lange nicht mehr wegzudenken. Rund 146 Liter des beliebten Heißgetränks haben die Deutschen durchschnittlich pro Kopf im Jahr 2006 getrunken. Ob Cappuccino, Espresso oder Latte macchiato: Kaffee ist unser Lieblingsgetränk Nummer eins, beliebter noch als Bier und Mineralwasser.

Von September bis Dezember 2007 nahm sich das Bergische Freilichtmuseum der Erfolgsgeschichte des Kaffees an. In Kooperation mit dem Erzbistum Köln und mit Unterstützung der „Eine-Welt-Gruppen Lindlar“ sollte aber nicht nur die Kulturgeschichte dieses fremdländischen Exportschlagers beleuchtet werden, sondern auch seine wirtschaftliche und soziale Dimension.

Gezeigt wurde die aufwendig gestaltete Ausstellung in der Scheune aus Denklingen. Im Wirtschaftsteil des Gebäudes drehte sich alles um Herkunft, Entdeckung, Wirkung, Verbreitung und Zubereitung des Kaffees. Anhand der ausgewählten Exponate konnten die Besucherinnen und Besucher sowohl den Weg vom Luxus- zum Alltagsgetränk als auch von der Bohne zur Tasse nachvollziehen. Die in einem kunstvoll gestalteten Prachtraum zu Beginn des Ausstellungsrundganges gezeigten wertvollen Dröppelminas bezeugten die Wertschätzung, die die gehobenen Kreise schon im 18. Jahrhundert dem braunen Getränk entgegenbrachten. Kaffee galt als Vernunft anregend, als Allheilmittel gegen allerlei Wehwehchen und bewirkte nebenbei

eine kleine Kulturrevolution in Deutschland: Er reduzierte binnen kurzer Zeit den in allen Schichten und Altersgruppen üblichen exzessiven Alkoholkonsum. Vor allem in der industrialisierten Arbeitswelt wurde das Kaffee trinken forciert, denn diese verlangte nach leistungsfähigen, nüchternen Arbeitskräften. Da echter Bohnenkaffee jedoch sehr teuer war, mussten sich viele noch lange Zeit mit Ersatzkaffee begnügen. Der so genannte Muckefuck wurde aus gerösteten Hülsenfrüchten, Nüssen, Möhren, Löwenzahnwurzeln oder auch Zichorien hergestellt. Schnell wurde er das wichtigste nicht-alkoholische Getränk. Gemeinsam mit Brot und Kartoffeln bildete Ersatzkaffee die Ernährungsgrundlage vieler Arbeiterfamilien.



Exotische Motive, wie auf dieser niederländischen Dröppelmina zu sehen, waren im 18. und 19. Jahrhundert sehr beliebt.

(Foto: Stefan Arendt, Medienzentrums Rheinland)

Die Veredelung der Bohne

Neben den prächtigen Serviergefäßen zeigte die Lindlarer Ausstellung auch allerhand Gerätschaften, die zur Kaffeezubereitung benötigt werden, wie Kaffeeröster oder Kaffeemühlen. Bevor im 20. Jahrhundert die industriellen Großröster auf den Markt kamen, wurden die Bohnen noch zu Hause „veredelt“: In speziellen Röstpfannen und -trommeln konnte man sie über dem offenen Feuer oder über dem heimischen Herd rösten. In einer überdimensionalen Kaffeemühle wurde ein Querschnitt durch die 300-jährige Geschichte des praktischen Haushaltshelfers gezeigt. Von der Handkurbel bis zum elektrischen Antrieb war alles vertreten. Auch Modelle einiger bedeutender Hersteller aus dem Bergischen Land, wie der Firma Lehnartz aus Remscheid und der dort ebenfalls ansässigen Alexanderwerke, wurden in der Ausstellung präsentiert.



Kaffeegenuss zu einem fairen Preis

Um den weltwirtschaftlichen Aspekt des Kaffees ging es im Wohnteil der Scheune Denkingen. Dem Bergischen Freilichtmuseum und seinen Kooperationspartnern, dem Erzbistum Köln und den „Eine-Welt-Gruppen Lindlar“ war es wichtig, über den kulturhistorischen Rahmen hinauszuschauen und den Blick für die soziale Dimension des Themas zu schärfen.

Kaffee rangiert gleich hinter Erdöl an der Spitze der wichtigsten Handelsprodukte. In mehr als 70 Ländern rund um den Äquator wird er heute angebaut, teils auf riesigen Plantagen, teils in kleinen Gärten hinter dem Haus. Rund 25 Millionen Menschen leben von seinem Anbau, viele davon in großer Armut, denn als Erzeuger sind sie von den Weltmarktpreisen abhängig. Und diese unterliegen großen Schwankungen. Das Überangebot an Kaffee auf dem Weltmarkt liegt derzeit bei 15 Prozent. Kaffee war noch nie so billig wie heute. Aus der Sicht der Verbraucher erscheint diese Entwicklung zunächst positiv, für die Erzeuger hingegen bewirkt sie starke Einkommensschwankungen.

*Beim Rösten verlieren die Kaffeebohnen Flüssigkeit, ändern ihre Farbe von grün nach braun und vergrößern sich.
(Foto: Stefan Arendt, Medienzentrum Rheinland)*

Zwei Cent mehr „fair-ändern“ die Welt

Der 1992 gegründete gemeinnützige Verein TransFair setzt sich durch die Festlegung eines Mindestpreises pro Pfund Kaffee dafür ein, benachteiligte Produzentenfamilien in den Erzeugerländern zu fördern und ihre Lebens- und Arbeitsbedingungen durch „fairen Handel“ zu verbessern. Mit dem von TransFair festgesetzten Mindestpreis pro Pfund Kaffee können sich die Kaffeebauern auf deutlich höhere und gesicherte Einnahmen verlassen. Dies wiederum ermöglicht ihnen eine gesündere Ernährung, den Schulbesuch der Kinder, medizinische Grundversorgung und vor allem menschenwürdige Arbeitsbedingungen. TransFair handelt nicht selbst mit Waren, sondern vergibt ein Siegel für fair gehandelte Produkte. Diese gibt es übrigens längst in fast allen Supermärkten zu kaufen.



Durch den von TransFair garantierten Mindestpreis können sich die Arbeiterinnen auf ein gesichertes Einkommen verlassen. (Foto: gepa)

Ein anspruchsvolles Rahmenprogramm rundete die Ausstellung ab. Passend zum „Tag des Kaffees“ veranstaltete das Bergische Freilichtmuseum im September eine original Bergische Kaffeetafel „met allem Dröm on Dran“. Die Museumsbesucherinnen und -besucher konnten unseren Hauswirtschafte-

rinnen an diesem Tag beim Kaffeebohnen-, Erbsen- und Getreiderösten zuschauen. Vor allem vom Erbsenkaffee schwärmten einige mutige Probanden.

Sehr großen Anklang fand die im Oktober veranstaltete Podiumsdiskussion. Vertreter aus Politik, Kirche und Wirtschaft diskutierten unter reger Teilnahme des Publikums über „Kaffeegenuss für eine gerechte Welt?!“. Im November wurde es exotisch im Bergischen Freilichtmuseum: Da lockte die vom Erzbischof Köln organisierte „äthiopische Kaffeeceremonie“ mit Gästen aus Afrika zahlreiche Interessierte ins Museum.

In der Ausstellung wurden nicht nur Exponate aus der Sammlung des Bergischen Freilichtmuseums präsentiert, sondern auch Objekte aus anderen Museen und von privaten Leihgebern. Diesen möchten wir für ihre Unterstützung an dieser Stelle recht herzlich danken. Unser besonderer Dank geht an die Firma Probat aus Emmerich, das Niederbergische Museum Wülfrath, das Museum Schloss Burg, das Hetjens Museum in Düsseldorf und an das Rheinische Industriemuseum/Schauplatz Bergisch Gladbach.

Aufgrund des großen Anklangs geht die Ausstellung nächstes Jahr auf Reise: Im Frühjahr 2009 wird sie in Immenstadt im Allgäu zu sehen sein.

Quellen:

Texte zu Ausstellung
<http://www.zeit.de/2004/34/Kaffeekatze>,
Stand 3. Februar 2008
<http://www.kaffeeverband.de/602652.htm>,
Stand 3. Februar 2008

Zweiradgeschichten

von Petra Dittmar

Bereits in der Antike und der Renaissance war es der große Wunsch der Menschen, sich leicht und schnell fortzubewegen, was findige Zeitgenossen zu ausgefallenen und waghalsigen Erfindungen anregte. Nur wenige dieser Fahrzeuge sind gebaut worden, allenfalls Zeichnungen sind der Nachwelt erhalten geblieben. Erst der vielseitige und rastlose badische Forstmeister Freiherr von Drais (1785 - 1851) realisierte eine dieser Ideen. 1816 führte er sein Laufrad in Mannheim der Öffentlichkeit vor. Der Erfolg blieb jedoch aus. Das lenkbare Rad - ohne Pedalantrieb - war zu schwer und mühsam zu fahren. Nun geriet das Fahrrad wieder in Vergessenheit. In den 1850er Jahren entwickelten die Brüder Michaux aus Frankreich das Gefährt zur eleganten und populären Fahrmaschine weiter. Mutige und sportliche Fahrer schwangen sich ab 1871 auf Hochräder, nicht wenige von ihnen beendeten die Fahrt kopfüber. Der hohe Kaufpreis und die fortschreitende Perfektionierung der unterschiedlichen Radtypen machte das Rad bald zu einem elitären Statussymbol. Wohlhabende Männer und wagemutige Frauen erlernten das Radfahren in exklusiven Radfahrerschulen. Die Nutzung des Zweirads auf öffentlichen Wegen und Straßen betrachtete die Mehrheit der Bevölkerung allerdings



Laufrad um 1817

mit Skepsis, immer häufiger kam es zu Unfällen und Diskussionen. In Köln gab es zwischen 1869 und 1894 ein generelles Fahrverbot für Zweiräder auf den öffentlichen Straßen und Flächen. Die Vorstellung des „Niederrades“ im Jahr 1884 beendete die gefährliche Phase des Hochradfahrens. Die Grundform dieses von J.K. Starley entwickelten Gefährts mit zwei gleich großen Rädern und Kettenantrieb entstand in England. Das Sicherheitsrad entwickelte sich zum modernsten Verkehrsmittel um die Jahrhundertwende. Allein in Deutschland gründeten sich in den 1890er Jahren viele Klein- und Mittelbetriebe, die auf den Fahrradboom setzten. Auch vier Geschäftsmänner aus Bergerhof und Hamburg investierten in den Bau der ersten Fahrradfabrik im Rheinland.



1896 gründeten David-Heinrich Böhme, Hermann Frowein, Richard Guhl und Richard Halbach die Fahrradwerke Bismarck GmbH in Radevormwald - Bergerhof. Bereitwillig hatte Altreichskanzler Otto von Bismarck der Gesellschaft die Genehmigung zur Führung seines Namens gegeben. Die neu gegründete Gesellschaft warb gezielt Facharbeiter aus Brandenburg und Köln an. Werkzeugmacher, Dreher, Schleifer und Spezialisten in der Fertigung von Rädern waren gefragt. Sie lernten die ungelerten heimischen Arbeitskräfte an. Viele von ihnen blieben dauerhaft im Bergischen Land, wie der aus Berlin stammende Radspannmeister Horst Weyhrauch, der eine wichtige Funktion bei der Kontrolle und Zentrierung der Räder hatte.

Um 1900 gab es noch keine Fabriken für Zubehörteile, deshalb waren die Drehbänke wichtiges Arbeitsgerät. Auf ihnen wurden aus vollem Stahl die Vorder- und Hinterradnaben hergestellt, ebenso die Steuergarnituren. Lenker und Bremsen entstanden ebenfalls in den Werkstätten. Sättel, Ketten, Felgen und Speichen wurden zugekauft. Die Montage, Lackierung und Linierung erfolgte in den neuen Fabrikhallen.

Der Gebäudekomplex, direkt am neuen Bahnhof Bergerhof errichtet, besaß eine optimale Verkehrsanbindung. Doch die allein reichte nicht aus, das Unternehmen gewinnträchtig ans Laufen zu bringen. Nach anfänglichen 300.000 Goldmark Kapitaleinsatz mussten die Gesellschafter nach einigen Geschäftsjahren erneut 150.000 Goldmark investieren. In der Fahrradbranche herrschte durch den Import preiswerter Produkte aus den USA und England ein großer Preiskampf. Alternativ war das Unternehmen schon zur Fertigung von Elektromotoren übergegangen. Moderne Fertigungsmethoden und eine größere Nachfrage nach bezahlbaren Zweirädern aus dem In- und Ausland brachten das Unternehmen durch die ersten krisengeschüttelten Jahre und sicherten die Fortführung des Betriebs. Während dem sechzigjährigen Bestehen der Bismarck-Werke fertigten die Beschäftigten über eine Million Fahrräder, tausende Motorräder und Mopeds sowie Nähmaschinen.

Diesen wichtigen, für viele Menschen in der Region unbekanntem Aspekt der bergischen Wirtschafts- und Mobilitätsgeschichte,

Werksansicht um 1900. (Foto: Stadtarchiv Radevormwald)





*Blick in die Ausstellung.
(Foto: St. Arendt, Medienzentrum Rheinland)*

präsentierte das Bergische Freilichtmuseum vom 14. Juli bis zum 19. August 2007 im Rahmen der Ausstellung Bismarck - Zweiradgeschichten. Die Präsentation in der jüngst fertig gestellten Zehntscheune in der Baugruppe Hof zum Eigen setzte vier Schwerpunkte: Sie gab einen Überblick über die Firmengeschichte, zeigte das Engagement des Betriebes im Radsport, beleuchtete die Produktion der Motorräder und blickte auf die Männer und Frauen, die für das Unternehmen arbeiteten.

Der Traum von Freiheit und Geschwindigkeit

Fahrräder waren um 1900 ein wahres Luxusgut. So kostete das Bismarck-Modell Nr. 1 über 300 Reichsmark, während ein ausgebildeter Werkzeugmacher im Unternehmen einen Monatslohn von 60 Reichsmark erhielt. Für ihn war die Anschaffung eines Rades unerschwinglich. Trotz des hohen Anschaffungspreises war die Nachfrage nach den robusten



*Lauftrad-Zentrierung.
(Foto: Stadtarchiv Radevormwald)*

Zweirädern groß. Der „Velocipedsport“ und das Radfahren waren Vergnügen und Fortbewegungsart wohlhabender Bürger. Dies belegen auch die Gründungen zahlreicher rheinischer Radsportvereine, die Eröffnungen von Fahrradschulen in den Metropolen und das große Interesse an Fahrradrennen und Distanzfahrten.

Auch viele bürgerliche und adelige Frauen wagten sich aufs Rad. Dem Hohn und Spott vieler konservativer Zeitgenossen ausgesetzt, eroberten sie dennoch die Straßen. Die gesellschaftliche Entrüstung manifestierte sich in verschiedenen Themenkreisen: Mediziner stritten über die gesundheitlichen Gefährdungen und die Gebärfähigkeit von fahrradfahrenden Frauen, andere befürworteten die gesunde Bewegung der weiblichen Körper. Der heikelste Punkt war die Bekleidung: an ihr entzündete sich eine regelrechte Grundsatzdiskussion. Rad fahren war eine öffentliche Handlung, die eine andere Art der Kleidung voraussetzte: Korsett, Unterröcke, lange Beinkleider waren passé. Die Radfahrerinnen probierten stattdessen geteilte „Beinkleider-Röcke“, setzten auf die aus Amerika importierten „Pumphosen“ und verabschiedeten sich vom einengenden Korsett. Die Hut- und Haarmode wurde auf Fahrtwind, Sonne und Bewegung abgestimmt. Diesen neuen Frauentyp setzte wiederum die Fahrradindustrie als beliebtes Werbemotiv ein.

Auf den selbst bestimmten Fortbewegungsdrang der stetig anwachsenden männlichen und weiblichen Bevölkerung setzte die Firma Bismarck. Bereits im ersten Produktions-



*Firmenkatalog 1921.
(Foto: Stadtarchiv Radevormwald)*

jahr stellte das Unternehmen das tausendste Rad vor. Eine verbesserte Serienproduktion senkte in den folgenden Jahren die Herstellungskosten erheblich. 1909 war der Preis für ein Damenrad auf 140 Mark gefallen. Der Preiskampf der Fahrradindustrie war enorm. So bot der Versandhauskatalog Stukenbrock 1912 erstmals Fahrräder für 40 Mark an. Ein Jahr zuvor hatte die Firmenleitung stolz die Fertigstellung von über 100.000 Fahrrädern verkündet. Durch den Ersten Weltkrieg ging die Produktion stark zurück, das Betriebsvermögen war fast aufgezehrt. Dennoch gewann das Fahrrad als Fortbewegungsmittel im Ersten Weltkrieg an Anerkennung, insbesondere die von den Frankfurter Adler-Werken produzierten Kriegsklappräder fanden massenhaften Einsatz.

*Fahrrad mit Schutzblechfigur. (Foto: St. Arendt,
Medienzentrum Rheinland)*

1918 wurde die Firma in die Kommanditgesellschaft Fahrradwerke Bismarck, Schütte & Co. umgewandelt. Nach dem Ende des Krieges stieg die Nachfrage nach preiswerten Fortbewegungsmitteln langsam wieder an. Das Unternehmen erweiterte sein Angebot im Bereich der Fertigung und im Verkauf einzelner Fahrradteile und hoffte, dass die Sportbewegung der 1920er Jahre den Umsatz an eigens entwickelten Rennrädern steigern würde. In der Folgezeit nahmen die Produktionszahlen stetig zu. Bald war das Betriebsgelände in Bergerhof zu klein. Zweigwerke in Wuppertal-Ronsdorf, Ratingen und in Lindlar übernahmen Produktionsbereiche. In Lindlar wurden von 1922 bis 1927 Zahnräder in den Gebäuden gefertigt, die Jahre später von der Firma „Nord-West Verpackung“ genutzt und erweitert wurden. Seit einigen Jahren hat das Verpackungsunternehmen Fa. Monti seinen Sitz in den Fabrikhallen.

*Briefkopf 1924.
(Foto: Stadtarchiv Radevormwald)*



Bis zum Zweiten Weltkrieg blieb das Fahrrad das wichtigste individuelle Verkehrsmittel in Deutschland. Sein stärkster Konkurrent, das Automobil, war 1923 mit 100.000 zugelassenen PKWs noch ein Privileg der Oberschicht. In den zwanziger Jahren bekam das Fahrrad zunehmend auch eine soziale Bedeutung. Bereits nach einem Jahr hatte sich der Kauf für die arbeitende Stadtbevölkerung amortisiert, wenn man die Preise mit den Tarifen der Straßenbahn verglich. Das Fahrrad wurde bis in die 1930er Jahre zum weit verbreiteten und selbstverständlichen Verkehrsmittel - zum ersten Volksfahrzeug, genutzt von Männern und Frauen bei der Arbeit und in der Freizeit.

Ein wichtiger Absatzmarkt für das expandierende bergische Unternehmen waren die weltweiten Exporte, die zeitweise bis zu 55% der Fertigung ausmachten. Spezielle Modelle, wie das „Bismarck-Tropen-Rad“, das mit staubsicheren und ölhaltigen Tretkurbellagern ausgestattet war, wurden in großen Stückzahlen bis nach Südafrika oder nach Übersee verschifft. Wichtiger Importeur der bergischen Drahtesel waren die Nieder-



Firmenkatalog 1921.
(Foto: Stadtarchiv Radevormwald)

lande und die skandinavischen Länder. Dort führten sie jedoch den Namen „SKANDIA“. Für Bayern wurde die eigene Produktmarke „SIEGFRIED“ auf den Markt gebracht.

Durch den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges brachen die Exporte drastisch ein, in den Kriegsjahren wurde die zivile Produktion von Zweirädern eingestellt. Aber bereits im Mai 1945 stieg man wieder in die Produktion ein. Das Unternehmen entwickelte sich in den folgenden Jahren solide, schrieb schwarze Zahlen. Ende 1947 erreichte man wieder die Vorkriegsproduktion. Unter großer Anteilnahme der Öffentlichkeit präsentierte die Firma 1948 das millionste Fahrrad. Die Auslandsexporte stiegen kontinuierlich auf einen Anteil von über 45 % an. Das Unternehmen präsentierte sich erfolgreich auf Messen und Ausstellungen. 1955 waren 700 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in Bergerhof beschäftigt.



Auf Rädern in den Feierabend, 1947.
(Foto: Stadtarchiv Radevormwald)

Fahrradprospekt, 1950er Jahre. (Foto: Stadtarchiv Radevormwald)



Viele Siege auf dem Bismarck-Rad: Der Rennsport

Mit der Entwicklung des Fahrrads und des Motorrads begannen die Menschen ihre Vorliebe für Schnelligkeit und rasante Fahrten zu entdecken. Seit den 1880er Jahren gab es einen regelrechten Boom von Radrennen und Geschicklichkeitsturnieren, die ein großes Publikum begeisterten. So auch in Radevormwald: Durch die Nähe zu den Bismarck-Werken schlossen sich 1902 zwei Radfahrvereine zusammen und gründeten den Radfahrverein Bismarck. Dieser entwickelte vielfältige Aktivitäten rund um den Radsport, wie etwa die Rennen „Rund um Radevormwald“ und „Rund um die Bismarck-Werke“.

Eine gute Werbung für das Bismarck-Fahrrad waren die zahlreichen Siege, die Radrennfahrer mit ihnen erzielten. Bekannte Namen wie Gustav Kilian, Toni Merkens oder Jean Schorn sorgten mit ihren Siegen dafür, dass der Name „Bismarck“ weit über die Grenzen des Bergischen Landes hinaus bekannt wurde. Einen großen Triumph feierte 1936 Toni

Merkens beim Gewinn der Deutschen Stehermeisterschaft, natürlich auf einem Bismarck-Fahrrad. Im gleichen Jahr fuhr der populäre Kölner Radrennfahrer mit dem legendären „Gold-Rad“ der Firma Goldberg einen Sieg bei den Olympischen Spielen in Berlin ein. Das Engagement im Radsport setzte das Unternehmen in der Nachkriegszeit erfolgreich fort. 1947 siegte Jean Schorn bei der Deutschen Meisterschaft. Ein wichtiger Meilenstein in der Geschichte des sportlichen Engagements war die Internationale Deutschland-Rundfahrt 1950. Das fast 4000 km lange Rennen war in 17 Etappen aufgeteilt, und am Ende stand die sechsköpfige Mannschaft der Bismarck-Werke auf dem Siegerpodest. Und auch in den Jahren 1952 und 1955 stellten die Bismarck-Werke das Siegerad bei der Internationalen Deutschland-Rundfahrt.

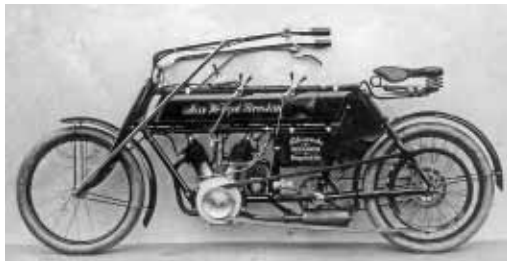
*Werbung bei Radrennen, 1950er Jahre.
(Foto: Stadtarchiv Radevormwald)*

*Werbeplakat um 1950.
(Foto: Heimatmuseum,
Radevormwald)*



Bis ans Ende der Welt mit Bismarck

Das aufstrebende Unternehmen setzte zu Beginn seiner Produktion nicht nur auf die „Knochenschüttler“, sondern stellte, wie viele andere bekannte Fahrradhersteller, auch Nähmaschinen her. Mit großem Geschäftsinteresse verfolgten sie die Entwicklung motorbetriebener Zweiräder und starteten bereits um 1900 eine eigene Entwicklungslinie. In



*Bismarck-Motor-Zweirad, 1905.
(Foto: Stadtarchiv Radevormwald)*

dieser ersten Periode bis 1908 verwendete man großvolumige Einbaumotoren von Minerva, Fafnir und Anzani. Über die Fertigung von Prototypen kam diese Unternehmensphase allerdings nicht hinaus. In den

*Motorrad und Moped.
(Foto: St. Arendt, Medienzentrum Rheinland)*

folgenden Jahren widmete man sich wieder voll und ganz der Fahrradproduktion. Eine Veränderung trat erst nach dem Ersten Weltkrieg ein. Motorräder hatten sich als zuverlässiges Transportfahrzeug bewährt, wodurch die Motorradindustrie einen enormen Aufschwung erfuhr. Ab 1931 stiegen die Bismarck-Werke in die Serienherstellung von Leichtkrafträdern ein. Sie bauten Fahrzeuge mit einem Hubraum von 75 cm³ und 98 cm³. Die Motoren lieferten die Schweinfurter Firma Fichtel & Sachs und die Firma ILO aus Pinneberg.

Während des zweiten Weltkrieges konnte sich die Zivilbevölkerung nur wenige Zweiräder kaufen. Dementsprechend groß war der Wunsch nach motorbetriebenen Zweirädern in der Nachkriegszeit. Man war froh über einige PS, die einen über die buckeligen Straßen brachten. Das Unternehmen nahm 1948 in ihrem Zweigwerk in Wuppertal-Ronsdorf die Produktion von Mopeds und Motorrädern wieder auf. Das Werk Hammerstein bei Krähwinkelbrücke widmete sich der Fertigung von Nähmaschinen, die in der Nachkriegszeit einen guten Absatz fanden.





Faltblatt 1950.
(Foto: Heimatmuseum, Radevormwald)

Bismarck erkannte den Bedarf an leistungsstärkeren Motorrädern und fertigte in dem Ronsdorfer Werk auch Maschinen mit 147cm³ und 173cm³ Hubraum an. Als Konstrukteur gewann man den renommierten Ingenieur Emil Fischer, der zuvor bei den Deutschen Industriewerken in Berlin-Spandau und bei Fichtel & Sachs in Schweinfurt beschäftigt war. Leider liegen in den Archiven keine weiteren Angaben über die Produktions- und Verkaufszahlen der Motorräder und Mopeds vor.

Schlagzeilen machte 1950 die Fahrt der zierlichen LM 125K, ausgestattet mit dem gängigen ILO-Motor und einem Drei-Gang-Getriebe. Mit gut neun PS schaffte sie die 15.000 km lange Fahrt von München nach Kapstadt - quer durch afrikanische Wüsten, Steppen und wilde Landschaften - ohne eine Panne.

Für Menschen der Tat - das Bismarck Rad

Für 700 Männer und Frauen aus Radevormwald und Umgebung endete im Herbst 1957 die Beschäftigung in Bergerhof. Nach den starken Umsatzrückgängen 1955 und 1956 ging die Firma ein Jahr später in Konkurs - eine Folge des raschen Wirtschaftswachstums in Deutschland, denn mit dem Aufstieg des Autos versiegte das Interesse an den Zweirädern. Mitte der 1950er Jahre träumten die Menschen nicht nur von dem „Dach mit vier Rädern“: Viele von ihnen leisteten sich

einen der begehrten Kleinwagen. Begünstigt durch den aufstrebenden Gebrauchtwagenmarkt sanken die Preise für die Automobile, die somit für eine große Käuferschicht erschwinglich wurden. Damit einher ging der Imageverlust des Fahrrades: Es war fortan das Gefährt armer Leute und Kinder.

Nicht nur Männer, sondern auch eine große Anzahl an Frauen waren in den Bismarck-Werken beschäftigt. Sie waren vor allem in der Verwaltung, der Dreherei, der Packerei



Packerei um 1910.
(Foto: Stadtarchiv Radevormwald)

und der Montage tätig. Eine ruhige Hand brauchten sie in der Linierung: Mit einem schmalen Pinsel zogen sie in raschem Tempo die farbigen Linien auf Schutzbleche und Rahmen. Doch diese Maßarbeit war teuer, in den letzten beiden Produktionsjahren verzichtete man auf diese kostenintensive Handarbeit und stieg auf vorgefertigte Bleche um.



Versteigerung November 1957.
(Foto: Stadtarchiv Radevormwald)

Aber auch die größte Kostenreduzierung konnte den Konkurs nicht abwenden, so fand unter großem Zuspruch von Interessenten und neugierigen Zuschauern im November 1957 die Versteigerung des Betriebsvermögens statt. Damit war das Kapitel der Zweirad- und Nähmaschinenproduktion in Radevormwald abgeschlossen. Lediglich der Name überlebte, die Bielefelder Falter Werke kauften Produktnamen und produzierten bis in die 1970er Jahre Bismarck-Räder.

Die Ausstellung, die bei der Veranstaltung PS & Pedale am 14. Juli eröffnet wurde, gab durch die ausgestellten Zweiräder, die vielen Fotos, Dokumente und Texterläuterungen einen lebendigen und anschaulichen Einblick in diesen bislang wenig dokumentierten Aspekt der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Bergischen Landes. Glücklicherweise verfügt das Heimatmuseum Radevormwald über einen kurzen Filmmitschnitt des Radfahrfestes aus dem Jahr 1926. Ausschnitte aus diesem bereicherten die Ausstellung mit laufenden Bildern und zeigten die ausgezeichneten Fahrkünste der damaligen „Zweiradenthusiasten“.

Trotz der vielen Schlaglichter auf die Firmen- und Produktionsgeschichte sind viele Bereiche der Unternehmensgeschichte unerforscht und bieten noch viele lohnende Forschungsfelder. Wer sich zu diesem Thema näher informieren möchte, dem wird ein Besuch des Heimatmuseums Radevormwald empfohlen. In der dortigen Bismarckabteilung sind einige sehr gut restaurierte Fahrräder, Motorräder und viele Dokumente ausgestellt. Dem Heimatmuseum und besonders seinem engagierten Leiter, Herrn Norbert Wolf, danken wir für die sehr gute Kooperation und Unterstützung bei unserem

Ausstellungsprojekt. Ohne die freundliche und vielseitige Unterstützung vieler weiterer Personen und Institutionen bei den Recherchen und der Durchführung der Ausstellung, hätte diese Präsentation nicht realisiert werden können. Wir danken dafür herzlich den Leihgeberinnen und Leihgebern Astrid Althoff, Marga Heiß, Robert Wiesener, Burkhard Zinn sowie dem Sport- und Olympiamuseum Köln. Großzügige Unterstützung bei den Recherchen erhielten wir von dem Stadt-Archiv Radevormwald. Horst Wagener aus Wipperfürth arbeitete mit viel Engagement das historische Filmmaterial für uns auf. Die grafische Gestaltung übernahm das Lindlarer Büro Bihlmeier & Kramer. Aufbau und Gestaltung der Ausstellung erfolgte in Eigenleistung durch das Museum, ein besonderer Dank geht an die Kollegen aus dem Handwerksbereich für die gelungene Umsetzung und die besonderen Arbeitsleistungen.

Weiterführende Literatur:

Franke, Jutta: Illustrierte Fahrradgeschichte. Museum für Verkehr und Technik Berlin, Berlin 1987
Fahr!rad - Von der Draisine zur Hightech-Maschine, Technisches Museum Wien, Wien 2002
FahrRadZeit. Begleitdokumentation zur gleichnamigen Ausstellung des LVR-Rheinisches Industriemuseum / Schauplatz Solingen, Solingen 2001
Nordmann, Horst / Hahn, Fritz und Mika: Kölsche Zweiradgeschichten, Köln 2003
Briese, V., Matthies, W., Renda, G.: Wegbereiter des Fahrrads. Bielefeld 1997
Lessing, Hans-Erhard: Automobilität. Karl Drais und die unglaublichen Anfänge. Leipzig 2003

Kataloge aus dem Stadtarchiv Radevormwald:

Fahrrad Werke Bismarck, Schütte & Co. Katalog zum 25jährigen Betriebsjubiläum 1921,
Bismarck - Marken - Räder, Katalog 1939,
Bismarck-Werke, Stahl - und Metallverarbeitungs - Aktiengesellschaft, Radevormwald-Bergerhof Zweigwerk in Wuppertal - Ronsdorf, Festschrift 1955 (Stadtarchiv Wuppertal)

Mit Volldampf voraus! - Museum besitzt wieder eine Lokomobile

von Petra Dittmar



Petra Dittmar und Henk van der Wal stellen im Februar 2008 die Maschine der Presse vor.

Es zischt und dampft bald wieder im Freilichtmuseum. Als „eisernes und tonnenschweres Weihnachtsgeschenk“ erwarb das Museum im Dezember 2007 eine neue Lokomobile, großzügig unterstützt durch die Kulturstiftung Oberberg der Kreissparkasse Köln.

Der Neuerwerb war notwendig, nachdem die vom LVR - Rheinisches Industriemuseum geliehene Lanz-Lokomobile an die Eigentümer zurückging. Die neue Maschine hatte zahlreichen Kriterien zu entsprechen. Sie sollte ein deutsches Fabrikat sein, eine nachvollziehbare „Geschichte“ haben, über entsprechende Papiere verfügen, in einem Sägewerk oder der Landwirtschaft als Kraftquelle gedient haben und vor allem betriebsbereit sein. Die Suche gestaltete sich schwierig, viele Telefonate zu befreundeten Sammlern, viele Mails in die weite Welt und entsprechende Recherchen brachten nach

einigen Monaten erste kleine Erfolgsspuren. Auf Vermittlung des niederländischen Dampfmaschinenkenners Henk van der Wal erfuhren wir von einem Sammler, in dessen Scheune eine nahezu fertig gestellte Maschine stand. Erste Besichtigungen folgten, Gutachten des niederländischen und deutschen TÜV lagen bald vor und bestätigten den guten Zustand des Kessels. Die Maschine erfüllte fast alle unsere Kriterien. Gebaut 1922

von der weltbekannten Firma Rudolf Wolf AG aus Magdeburg-Buckau, die als erste deutsche Spezialfabrik ab 1862 Lokomobile fertigte. In den folgenden Jahrzehnten baute die Wolf AG komplette Anlagen für Brauereien, Zuckerfabriken, Kraftwerke, Pumpwerke, daneben noch Dampfplüge und für eine kurze Zeit auch Traktoren.



Abtransport, Dezember 2007.



*Dampfdreschsatz mit einer fahrbaren Heißdampflokobile beim Einsatz auf dem Feld um 1910.
(Foto: Matschoss, Conrad: Die Maschinenfabrik R. Wolf, 1862-1912, Blatt 47)*

Die Lokobile besitzt eine interessante Vergangenheit. Die Leipziger Maschinenfabrik Stöckel erwarb die nagelneue Maschine 1922, um sie weiter zu vermieten. Einer der Kunden war der Sägewerksbetreiber Erich Bley aus Rösa im Kreis Bitterfeld. Er erwarb die Maschine 1947 und setzte sie zum Holzsägen bis 1967 ein. Dann stand das gute Stück 25 Jahre gut gesichert, trocken und

reichlich eingestaubt in dem Sägewerk. Von dort gelangte sie zu einem niederländischen Sammler, der die Maschine grundlegend aufarbeitete, sie allerdings aus Zeitgründen nicht fertig stellte.

Diese Aufgabe übernimmt jetzt in Lindlar der niederländische Dampfmaschinenpezialist Henk van Wal, der über viel Erfahrung in der Restaurierung von Dampfmaschinen verfügt. Zusammen mit Jürgen Schiffer, unserem Schlosser, bringt er die Maschine wieder zum Laufen. Vor Inbetriebnahme muss die Maschine noch die abschließende TÜV-Prüfung bestehen und wird beim sechsten großen Dampf- und Treckertreffen „Vollampf voraus!“ am 12. und 13. Juli in voller Aktion zu bewundern sein.



Schlosser Jürgen Schiffer bei der Arbeit an der Maschine.

Neue Aufgaben für altes Wissen

Bildung für nachhaltige Entwicklung (BNE)

von Brigitte Trilling-Migielski

Information und Bildung sind gefragt

Der Schutz der Umwelt und Natur gewinnt seit über 25 Jahren zunehmend an Bedeutung in Gesellschaft und Politik. Aussterbende Pflanzen- und Tierarten, der saure Regen und der einsetzende Klimawandel rücken die Folgen unserer Lebensweise mehr und mehr ins Bewusstsein der Menschen. Schon lange ist es an der Zeit, zu handeln.

Als 173 Staaten der Erde 1993 in Rio de Janeiro das Aktionsprogramm „Agenda 21“ verabschiedeten, sollte dies der Auftakt zu einem weltweiten Umdenken werden. Der eindringliche Appell ruft alle Menschen auf, durch sozialgerechtes und umweltverträgliches Handeln unsere Welt lebenswert zu gestalten und die Zukunft unserer Nachkommen zu sichern. Weil aber unsere Welt kompliziert geworden ist, kann der Einzelne die Auswirkungen seines Tuns kaum noch überschauen, und im globalen Zusammenhang verlieren sich die Spuren ganz und gar. Nur Information und Bildung helfen uns, den Blick zu schärfen und alternative Handlungsweisen zu erkennen. Daher möchten die Vereinten Nationen (UNESCO) mit der Dekade „Bildung für nachhaltige Entwicklung“ (2005 bis 2014) einen weltweiten Lernprozess in Gang setzen. Sie fordern Bildungseinrichtungen aller Art auf, mitzuwirken und zeichnen vorbildliche Aktionen als „offizielle Dekadeprojekte“ aus. Das Umweltbildungsprogramm des Bergischen Freilichtmuseums



UNESCO-Auszeichnung für das Umweltbildungsprogramm des Bergischen Freilichtmuseums und seiner Partner.

erhält diese besondere Anerkennung im Zeitraum 2008/2009 bereits zum zweiten Mal.

BNE als Museumsauftrag

Ein kurzer Rückblick zeigt, dass die Thematik im Bergischen Freilichtmuseum nicht neu ist. War die Erhaltung historischer Gebäude und die Präsentation traditionellen Brauchtums noch vor wenigen Jahrzehnten das bedeutendste Motiv für die Gründung von Freilichtmuseen, so wollten die Gründer/innen des Bergischen Freilichtmuseums 1985 mit dem Schwerpunkt „Ökologie“ ein Zeichen setzen. Vor dem Hintergrund wachsender Umweltprobleme sollte das Museum nicht nur die Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Region zeigen, sondern auch die Auswirkungen des menschlichen Lebens und Arbeitens auf Natur und Umwelt. Umweltbildung oder „Bildung für nachhaltige



Entwicklung“ (BNE) wurde mit diesem innovativen Konzept bereits gleichzeitig mit dem Aufbau und schon lange vor der Eröffnung zu einer der wichtigsten Museumsaufgaben. Ein solches Museum hatte es in Deutschland bis dahin noch nicht gegeben.

Vergleichsweise schlicht begann es dann vor über 15 Jahren: Als der Gartenbauingenieur Alfred Bartl 1992 ein Obstbaumschnittseminar anbot, fiel der Startschuss für das Seminarprogramm im Bergischen Freilichtmuseum. Der praxisnahe Kurs entwickelte sich rasch zu einem „Renner“, denn vergleichbare Angebote waren damals in der Region noch rar. Schnell wurde klar, dass sich viele Menschen für die speziellen ökologischen, historischen und handwerklichen Themen des Museum interessieren. So kamen in den Folgejahren weitere Kurse hinzu. Zurzeit nehmen an über 500 Einzelterminen pro Jahr mehrere tausend Personen teil. Besonders gefragte Themen sind das Korbflechten, die Herstellung von Käse, Seifensieden, Wolle spinnen, Filzen, alte Gemüsearten und heimische Wildkräuter. „Verpackt“ als informelle Mitmachaktion zeigt sich „Bildung für



nachhaltige Entwicklung“ hier als ein attraktives Museumsangebot für alle, die in ihrer Freizeit Erholung und Unterhaltung suchen und gleichzeitig etwas über Natur und Kultur der Region erfahren möchten.

Bildungspartner und Netzwerke

Eine große Themenvielfalt erfordert viele Spezialisten, die ihr Wissen mit einbringen. Neben museumseigenen Handwerkern und Wissenschaftlern sind inzwischen rund 25 externe Referentinnen und Referenten im Bergischen Freilichtmuseum tätig. Sie bieten Kurse und Vorführungen zu den unterschiedlichsten Fachbereichen an, wie zum Beispiel die beliebten Kräutertemen von Marianne Frielingsdorf und Monika Burgmer.



Regel Informationsaustausch – Gärtnertreffen der Bergischen Gartenarche. (Foto: Fröhling)

Aber nicht zuletzt verdankt das Bergische Freilichtmuseum seinen Erfolg auch der engagierten Mitarbeit zahlreicher externer Partner, darunter auch einiger großer Institutionen, die sich und ihr Wissen regelmäßig in das Museum einbringen und es dadurch mehr und mehr zu einer Plattform für den

*Kräuterführungen –
seit Jahren ein beliebtes Bildungsangebot.*

Austausch von Wissen und Kenntnissen über Ökologie, Naturerleben und ländliche Arbeiten in der Region machen.

Dazu zählt der Landesbetrieb Wald und Holz NRW, der im Bergischen Freilichtmuseum die Waldschule Schloss Heiligenhoven betreibt. Hier lernen jährlich rund 2.000 Schulkinder unter der Anleitung von Förstern und Jagdfachleuten die Natur, Ökologie und Bedeutung des Waldes kennen. Auch der Naturschutzbund Deutschland (NABU) engagiert sich in zwei größeren Projekten im Bergischen Freilichtmuseum: Der Arbeitskreis Hautflügler unterstützt das Museum bei der Ansiedlung von Hummeln und bietet regelmäßig ökologische Führungen im Museumsgelände an. Die „Bergische Gartenarche“, ein Kooperationsprojekt zwischen dem NABU und dem Museum, bemüht sich um die Erhaltung alter Zierpflanzen- und Gemüsesorten aus bergischen Bauerngärten. Die engagierten Gartenfreundinnen dieses Arbeitskreises haben einen Schaugarten mit alten Pflanzensorten im Museum angelegt und bieten Führungen und Seminare an.



Engagement der Bildungspartner – Der neue Archegarten im Bergischen Freilichtmuseum.

Unter dem Aspekt der „Bildung für nachhaltige Entwicklung“ haben auch die großen Veranstaltungen des Museums viel zu bieten. Als Forum für den Austausch speziellen Wissens locken sie mit Themen wie „alte Haustierrassen“, „Bauerngärten“ oder „regionale Obstsorten“ jährlich mehrere zehntausend Besucher an. Ein Beispiel für eine beliebte Attraktion dieser Art ist die Ausstellung alter



Das Museum als Forum – Thomas Schumacher (Arche-Gruppe Bergisch Land) und Minister Eckhard Uhlenberg im Gespräch im Bergischen Freilichtmuseum.

Nutztierassen durch die Arche Gruppe Bergisch Land, einer Regionalgruppe der Gesellschaft zur Erhaltung alter Haustierrassen e.V. (GEH). Viele Besucher nutzen die Gelegenheit, sich dort über alte Rassen und Fragen zu ihrer Haltung und Erhaltung zu erkundigen. Auch Kaninchen- und Geflügelzuchtvereine sowie der Deutsche Imkerbund sind regelmäßig mit Ausstellungen und Führungen im Museum zu Gast.

Das breit gefächerte Programm des Bergischen Freilichtmuseums umfasst neben den öffentlichkeitswirksamen Veranstaltungen aber auch Bildungsangebote, die auf sehr individuelle Bedürfnisse zugeschnitten sind. Neben der Betreuung von Schüler- und Studentenpraktika zählen dazu beispielsweise

die Angebote der Kooperationspartner Landesjugendamt („Freiwilliges Ökologisches Jahr“) und „Internationaler Jugend-Gemeinschaftsdienst“. Ersteres ermöglicht jährlich zwei Jugendlichen, unter der fachlichen Anleitung der Museumsgärtner und -landwirte Naturschutzarbeiten zu erlernen. Die Projekte des IJGD richten sich dagegen an internationale Gruppen junger Leute, die gemeinsam traditionelle landwirtschaftliche oder handwerkliche Arbeiten ausführen.

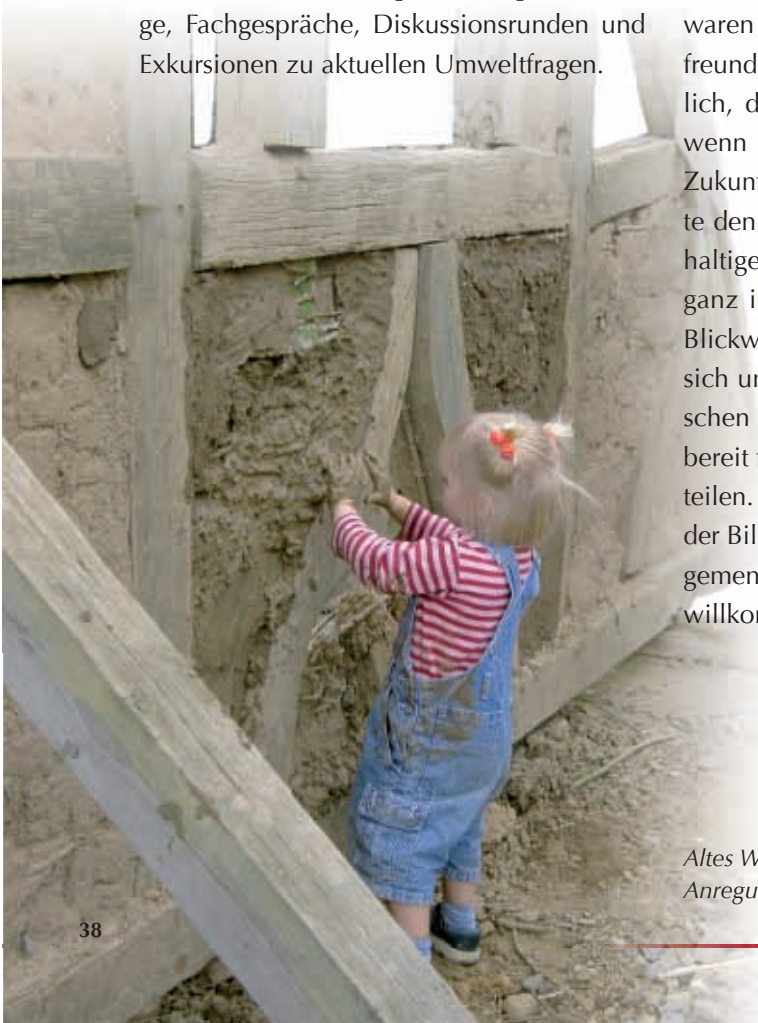
Den Kreis der vielfältigen Bildungsangebote rundet schließlich das Umweltzentrum Heiligenhoven ab. In der Einrichtung organisiert das Umweltamt des Landschaftsverbandes Rheinland zusammen mit Naturschutzinstitutionen und -einrichtungen der Region Vorträge, Fachgespräche, Diskussionsrunden und Exkursionen zu aktuellen Umweltfragen.

Der Weg geht weiter

Die rege Nachfrage zeigt, dass sich viele Menschen in unserer Region für Umweltfragen und alte Handwerke interessieren. Ihren großen Erfolg verdanken die speziellen Bildungsangebote des Bergischen Freilichtmuseums wohl dem anschaulichen und praxisorientierten Ansatz. Und nicht zuletzt trägt dazu auch die zwanglose Atmosphäre bei, in der sich die Teilnehmer/innen ein Thema gemeinsam erarbeiten und ihre Erfahrungen austauschen können.

Viel zu bieten haben die Bildungsangebote des Bergischen Freilichtmuseums aber nicht nur für Freizeit und Erholung. Vor dem Hintergrund der Agenda 21 gewinnt das Wissen aus dem ländlichen Leben der früheren Zeit eine weitaus größere Bedeutung: Einstmals waren Ressourcen sparende und umweltfreundliche Arbeitstechniken selbstverständlich, dazu gab es keine Alternativen. Auch wenn sie damals ohne Bewusstsein für die Zukunft entstanden sind, können sie uns heute dennoch wertvolle Anregungen für nachhaltiges Handeln im täglichen Leben geben, ganz im Sinne der Agenda 21. Aus diesem Blickwinkel ist es ein Grund zur Freude, dass sich unter der „Schirmherrschaft“ des Bergischen Freilichtmuseums so viele Menschen bereit finden, ihr Fachwissen mit anderen zu teilen. Für die Zukunft ist der weitere Ausbau der Bildungsangebote vorgesehen. Das Engagement externer Fachleute ist dabei jederzeit willkommen.

*Altes Wissen –
Anregungen für heute und morgen.*





Die Bergische Gartenarche

Ein Arbeitskreis zur Erhaltung traditioneller Nutz- und Zierpflanzen im Bergischen Land

von Marianne Frielingsdorf

Im Bergischen war es früher üblich, wie auch andernorts einen Versorgungsgarten am Haus zu halten, denn man war auf die eigene Ernte angewiesen. Heute, da es alles im Supermarkt zu kaufen gibt, ist es nicht mehr lebensnotwendig seinen eigenen Garten zu bestellen und leider sind viele Hausgärten eingesät worden. In dem überwiegenden Einheitsgrün von Rasen und Lebensbäumen finden sich nur noch vereinzelt alte Gartenpflanzen aus früheren Zeiten. Zum Glück sind noch einige wenige bäuerliche Gärten zu finden, die auch in unserer Zeit noch bewirtschaftet werden und alte Pflanzenschätze beherbergen. Diese gilt es zu bewahren.

Die Bergische Gartenarche hat es sich zur Aufgabe gemacht, Menschen zu unterstützen die einen Garten anlegen wollen, Hilfestellung zu geben bei der Auswahl der Pflanzen, Anregung zu geben, Pflanzen wieder über den Zaun zum Nachbarn zu reichen. Vor allen Dingen möchte der Arbeitskreis die alten Pflanzenschätze aus dem Bergischen im Bergischen erhalten.

In der heute schnelllebigen Zeit ist es von großer Wichtigkeit, das alte Pflanzen- und Samenpotenzial zu bewahren. In der industriellen Samenerzeugung fallen Pflanzen, die nicht dem Geschmack des Käufers entsprechen, die in der Anzucht problematisch sind oder die sonstige Schwachstellen aufweisen sehr schnell unter den Tisch.

Jahrhunderte lang wurden Gemüse gesät, verwertet und weiter vermehrt. Gemüse, die den Menschen lieb und wichtig waren. Und da kommt jetzt die Industrie und sagt: Das ist alles nichts wert, wir brauchen das alte Zeug nicht mehr, es gibt heutzutage viel bessere Gemüse, die sich länger halten, die in der Anpflanzung unproblematisch sind und die nicht so schnell von Schädlingen befallen werden.

Zum Teil mag das ja auch stimmen, aber wo bleibt der Geschmack. Vor allen Dingen dürfen wir die Genvielfalt nicht unterschätzen, die in den ‚Alten‘ noch vorhanden ist. Gesetze regeln heute Zucht und Vertrieb von Saatgut. Da der Erwerb der Lizenzrechte für die Zulassung neuer Sorten sehr kostspielig ist, wird der Markt von wenigen großen Saatgutherstellern beherrscht. Die Vielfalt der altbewährten Lokalsorten wird durch wenige Neuzüchtungen ersetzt und geht damit unwiederbringlich verloren. Die Erhaltung alter Sorten, die keine Zulassung mehr haben, ist im Gesetz nicht vorgesehen - im Gegenteil: Der Handel mit altem Saatgut ist nicht erlaubt. Es darf jedoch immer noch wie früher von Garten zu Garten weitergegeben werden.



Vor allen Dingen ist es wichtig die alten Landsorten zu bewahren, weil sie sich an das Klima der Region angepasst haben. Über Generationen wurden sie weiter gereicht und vermehrt, um sich somit an die hiesigen Klimaverhältnisse anzupassen. Sie gelten als lebendiges Kulturerbe.

Durch die immer wiederkehrende Problematik, dass immer mehr altes Saatgut verloren ging, hat sich ein Kreis zusammen gefunden, der die Gartenpflanzen der Region wieder in die Öffentlichkeit bringen möchte. Es wurde sich zur Aufgabe gemacht, althergebrachtes Saatgut und Pflanzen zu bewahren und weiter zu vermehren. Die zwölf Frauen beschäftigen sich schon seit Jahren mit dem Naturschutz, insbesondere mit der Artenvielfalt in Gärten. Der Arbeitskreis ist dem NABU Oberberg angeschlossen und von Anfang an ist das Bergische Freilichtmuseum Lindlar dabei.

2001 gründete sich die Bergische Gartenarche. Ein Konzept wurde entwickelt, dann folgte ein erster Aufruf an die Öffentlichkeit: Wo wachsen noch Pflanzen, die älter als 50 Jahre sind, wo existiert Saatgut, was genau so lange im Bergischen Land verwendet wird? Wer hat Interesse, diese Pflanzen in seinem Garten zu vermehren?

Spontan meldeten sich 30 Spender, die Pflanzen abgeben wollten. 10 Paten zeigten Interesse Pflanzen zu vermehren. Der Anfang war gemacht und eine Sortenliste musste erstellt werden, worin die Gewächse beschrieben wurden. Jeder, der sich die Zöglinge in den Garten holen wollte, konnte sich bis zu 5 Pflanzen aussuchen. Heute sind nach 7 Jahren Bergischer Gartenarche rund 200 Pflanzen gefunden worden und 360 Paten kümmern sich um sie. Jedes Jahr wer-



Lila Raublattaster.

den die Sortenlisten aufwendig überarbeitet und auf den neuesten Stand gebracht. Immer im Frühjahr auf der Pflanzentauschbörse in Schloss Homburg wechseln die Pflanzen ihre Besitzer. Für die Arbeitskreismitglieder ist dies mit sehr viel Aufwand verbunden, aber die Sache lohnt sich.

Genau so wie Antiquitäten aufgestöbert werden, macht es Spaß, alte Pflanzen zu entdecken. Überwiegend fanden sich Stauden, die weitergegeben werden konnten wie z.B. verschiedene Pfingstrosen, Phlox weiß und rosa, Eisenhut, Bergflockenblume, Taglilien, Stolzener Heinrich, Kissenprimel, Hortensien und vieles mehr.

Eine weiße Nelke zum Beispiel tauchte wieder auf. Fast ganz aus der Region verschwunden, erfreut sie sich großer Beliebtheit, da sie intensiv duftet.

An Gehölzen fanden wir:

Verschiedene Fliedersorten, weiß, rosa, lila, meist ungefüllt oder nur leicht gefüllt mit gutem Duft. Deutzie, Weigelie, Bauernjasmin und ein langsam wachsender alter Buchs. Ein uralter Weißdorn, Wacholder, über 100 Jahre geschätzt und Beerensträucher wie Himbeeren, Johannisbeeren und Stachelbeeren.

An Gemüse tauchte auf:

die Blaue Salatbohne, die Feuerbohne, Wölle Pitter genannt und die Bohne „Schlachtschwert“. Wir fanden Buschbohnen, verschiedene Erbsen, gelbe Melde - das Gemüse, das in unseren Breiten vor dem Spinat bekannt war -, den Engkohl und eine alte Spargelsorte, die schon 100 Jahre in der Region sein soll.

Des Weiteren entdeckten wir Fuchsien, die seit Jahrzehnten jedes Jahr im Winter in den Keller getragen wurden, Dahlien und einen hundertjährigen Rhabarber. Nicht zuletzt sollen die vielen alten Rosenstöcke erwähnt werden, die auftauchten und die sich als sehr robust erweisen. Meistens sind sie durch Stecklinge zu vermehren.



Blaue Salatbohne.

Da die Bergische Gartenarche sehr aktiv ist, ist sie meistens auf großen Pflanzenmärkten in der Region anzutreffen, um über ihre Arbeit zu informieren und neue Spender und Paten zu finden. Die Arbeitskreismitglieder

stehen mit Rat und Tat gerne zur Verfügung und der Kreis derer, die sich für den Erhalt alterhergebrachter Gewächse begeistern, steigt von Jahr zu Jahr. Das ist besonders auch bei dem Gärtnerkaffeeklatsch, der jeweils im November in Schloss Heiligenhoven stattfindet, deutlich zu spüren. Bei Kaffee und Kuchen wird viel gefachsimpelt und die neu geernteten Samen an den Arbeitskreis abgegeben.

Um diese alten Pflanzen jetzt einem breiteren Publikum näher zu bringen, wird ein Schaugarten im Bergischen Freilichtmuseum Lindlar angelegt. Hierin können alle Pflanzenschätze bewundert werden. Schnellhefter können ausgeliehen werden, in denen viel Wissenswertes über die Gewächse vermittelt wird. Dieser Garten ist der dritte Schaugarten der Bergischen Gartenarche. Ein Garten ist Haus Dahl bei Marienheide angeschlossen und ein weiterer befindet sich in Eiershagen bei Denklingen.

In Zukunft hat die Bergische Gartenarche weitere große Pläne. Alle gefundenen Pflanzen sollen näher bestimmt und verglichen werden, weitere neue Pflanzen werden dabei immer wieder auftauchen. Aus diesen Daten möchte die Bergische Gartenarche einen Katalog erstellen, der alle Pflanzen abbildet und viel Wissen vermittelt. Dies ist eine sehr aufwendige Arbeit, wird aber von großer Wichtigkeit sein.

Wer Interesse an dem Arbeitskreis zeigt, wer mehr zu den Pflanzen wissen möchte oder wer eventuell in seiner Region eine eigene Gartenarche aufbauen möchte wendet sich an das Freilichtmuseum oder an den NABU Oberberg (www.nabu-oberberg.de).

Neu: Arche-Garten im Museum

Im Eingangsbereich begrüßt ein neuer Garten die Besucher

von Marianne Frielingsdorf

Seit Herbst letzten Jahres hat sich einiges im Eingangsbereich des Bergischen Freilichtmuseums getan. Schon im Vorüberfahren von der Straße aus sind die geänderten Zäune zu sehen. Staketenzäune frieden das Geflügelgehege ein und den neuen Garten, der zwischen Eingangsgebäude und Straße liegt. Im Moment noch in tiefer Winterruhe, von Raureif überzuckert macht er sich aber jetzt schon auf seinen großen Auftritt im Sommer bereit. Alle Besucher möchte er dann mit einer Blütenpracht begrüßen.

Der neue Garten ist ein ganz besonderer Garten. Er lädt Natur- und Gartenfreunde zum genaueren Hinschauen und zum Verweilen

ein. Es wird kein gewöhnlicher Gemüsegarten, kein Kräutergarten und auch kein reiner Blumengarten entstehen, nein, es wird ein Arche-Garten angelegt. Pflanzenschätze können hier bestaunt werden, die unsere Mütter und Großmütter schon in ihren Gärten pflegten. Gewächse, die sich über Generationen in unseren Bergischen Gefilden heimisch fühlen, die ihr Leben und ihren Wuchs ganz auf unsere Region abgestimmt haben und sogar bestens mit dem speziellen Wetter zurechtkommen.

Der Garten ist ein Gemeinschaftsprojekt der Bergischen Gartenarche (NABU Oberberg), des Bergischen Freilichtmuseums und des



Fördervereins Bergisches Freilichtmuseum. Interessierte Leute aus beiden Arbeitskreisen bewirtschaften den Garten und ich versuche alles zu koordinieren.

Im August letzten Jahres wurde ein geeigneter Standort gesucht und schon Mitte September war die Anlage zum Pflanzen bereit. Ein Pflanzplan wurde erstellt, die Beete eingeteilt, gebuddelt, gegraben und Steine entfernt und nach zwei Wochenenden ließen sich die grundlegenden Konturen des Gartens erkennen. Das erste Grün zog in den Garten ein; so pflanzten wir meterweise Buchsbaumhecken um die Beete und brachten Eberrautenstecklinge in die Erde. Auch der ‚alte‘ Flieder, der schon länger als 80 Jahre in unseren Breiten gedeiht, hat ein neues Eckchen gefunden. Nach und nach werden die meisten Pflanzen, die die Gartenarche betreut, in den Museumsgarten einziehen. Darunter sind verschiedene Stauden wie Phlox, Pfingstrosen, Stolzer Heinrich, Iris, Herbstastern und Primel, aber auch Beerensträucher, kleinere Ziersträucher, verschiedene Rosen, ein mindestens 100 Jahre alter Rhabarber und natürlich alte Gemüse aus der Region. Alle Pflanzen sind schon 50 Jahre und mehr im Bergischen heimisch und erfreuen sich mehr oder weniger großer Beliebtheit.

Dank der fleißigen Helfer, die alle ehrenamtlich mitarbeiten, ging das Aufhacken und Anpflanzen sehr schnell. Alle wollten einen Erfolg sehen, denn jeder aus der Gruppe weiß, dass an dieser Stelle eine kleine Oase entsteht, die kulturhistorischen Pflanzen eine Herberge gibt.

Die Bergische Gartenarche möchte mit dem Schaugarten im Bergischen Freilichtmuseum und zwei weiteren in Marienheide und

Eiershagen einer breiteren Bevölkerungsschicht Einblick in die wertvolle Arbeit der Pflanzenerhaltung geben. (Mehr über die Arbeit der Bergischen Gartenarchen erfahren sie im vorausgegangenen beziehungsweise folgenden Artikel.)

Eine Schautafel am Garteneingang wird den Sinn der Anlage erklären und Schnellhefter, die im Eingangsgebäude ausgeliehen werden können, geben Erklärungen zu den einzelnen Pflanzen. Alle ausgestellten Pflanzen bekommen eine kleine Schiefertafel mit Namen und einer Kennnummer, so findet sich jeder schnell zurecht.

Sollte jetzt jemand Lust bekommen haben an unserem neuen Projekt mitzuarbeiten, so kann er sich gerne bei mir melden: Marianne Frielingsdorf, Telefon 02266 / 3492. Unser kleiner Arbeitskreis freut sich über jede helfende Hand, denn die Arbeit für jeden Einzelnen soll sich in Grenzen halten und viel Freude und Spaß bei der Arbeit haben wir sowieso.



Alter bergischer Buchs.

Bergische Gartenarche: Die Suche nach dem Butterkohl!

von **Sigrid Fröhling**

Die Bergische Gartenarche, ein Arbeitskreis des NABU Oberberg, hat sich die Erhaltung traditioneller Nutz- und Zierpflanzen im Bergischen Land zum Ziel gesetzt. Nach dem Aufruf, alte Pflanzen zur Vermehrung und Weitergabe zu spenden, wurde die Gartenarche auch als Forum genutzt, um gezielt nach Pflanzen aus der Kindheit zu suchen.

Im Jahr 2003 erreichten die Bergische Gartenarche die ersten Anfragen nach Butterkohl. Bis dahin gab es noch Saatgut und Jungpflanzen zu kaufen, doch 2004 verlor er seine Sortenzulassung und war nicht mehr erhältlich.

Der Butterkohl teilt damit das Schicksal vieler anderer Kohl- und Gemüsearten, die nicht für den Erwerbsanbau und die industrielle Verarbeitung geeignet sind und daher ihre Sortenzulassung zugunsten neuer „Hochleistungszüchtungen“ verlieren.

Diese Praxis führte zum „Kahlschlag im Sortenwald“ und zur heutigen Sortenarmut, besonders im Hinblick auf die „alten“ Gemüsesorten. Die privaten Gartenbesitzer haben dabei das Nachsehen, denn sie müssen sich mit einer wesentlich geringeren Geschmacks- und Formenvielfalt zufrieden geben und auf viele ihrer Landsorten verzichten.

Butterkohl war immer ein beliebtes Gemüse in den Hausgärten des Rheinlandes. Er gehört zu den Kopfkohlarten und ist eine ur-

sprüngliche Form des Wirsings. Seine Blätter sind glatter und die Köpfe sind wesentlich lockerer aufgebaut. Er besitzt ein weicherer Blatt und einen milderen Geschmack. Butterkohl hat eine grün-goldene Farbe und bildet längliche Köpfe. Seinen Namen erhielt er aufgrund seines „buttrigen“ Aussehens und der zarten Konsistenz.

Schon ab Ende März wird Butterkohl ausgesät und Mitte bis Ende April gepflanzt, die Saat sollte 1 cm tief gelegt werden. Der Pflanzabstand beträgt 50 x 50 cm. Er liebt einen sonnigen bis halbschattigen Platz und gedeiht am besten bei 15 - 20° C.

Besonders schätzt man an ihm, dass er bereits eine frühe Ernte bringt und bis zum Herbst geerntet werden kann. Zudem kann man einzelne Blätter entnehmen und muss nicht gleich den ganzen Kopf abschneiden.

Wer Kohlsamen ernten möchte, lässt eine Pflanze stehen, die dann im zweiten Jahr Samenschoten bildet.

Erfolgsmeldungen

Bei ihren Nachforschungen wurde die Gartenarche bei „Dreschflegel“ fündig, einem Zusammenschluss von Gärtnern und Landwirten, die sich der Vermehrung alter Gemüse- und Kulturpflanzen verschrieben haben und in ihrem Saatgut-Katalog, neben vielen anderen Raritäten, auch Butterkohl anbieten.

Noch während die Gartenarche überregional nach dem Butterkohl suchte, stolpert Marianne Frielingsdorf, Mitglied bei der Bergischen Gartenarche, im Herbst 2006 fast vor ihrer Haustür in Lindlar über einen großen Bestand an Butterkohl-Pflanzen. Die Besitzerin hatte die letzten beiden Samentütchen bei der Genossenschaft gekauft und die Pflanze erfolgreich vermehrt. Sie gab Saatgut an die Gartenarche ab.

Inzwischen hat sich auch eine weitere Gartenbesitzerin aus der Region gemeldet, die Butterkohl selbst vermehrt. Sie stellt der Gartenarche ebenfalls Saatgut zur Verfügung. Die Bergische Gartenarche kann diesen Butterkohl nicht in ihre Sortenliste aufnehmen,

da er das Kriterium, seit mindestens 50 Jahren in der Region vermehrt zu werden, nicht erfüllt. Um die Sorte aber zu erhalten und wieder zu verbreiten, gibt die Gartenarche das Saatgut bei ihren Aktionstagen, z.B. bei Pflanzentauschbörsen und Jrön & Jedön, dem Gartenmarkt im Bergischen Freilichtmuseum, an interessierte Gartenbesitzer weiter. Deren Freude über die Rückkehr des Butterkohls ist groß!

Weitere Infos: www.nabu-oberberg.de
Kontaktadresse: Dreschflegel, Postfach 1213,
37202 Witzenhausen, www.dreschflegel-saatgut.de.

*Der Butterkohl gehört zur Familie der Kreuzblütengewächse (Brassicaceae).
(Foto: J. John, Dreschflegel-Landwirt)*



Eichenzaunpfähle - wertvolle Kleinbiotope in der bäuerlichen Kulturlandschaft

von Dr. Martin Sorg

Eine traditionelle Nutzung unserer Gehölze war das sogenannte „auf den Stock“ setzen. Hierbei wurde ein Baum in gut erreichbarer Höhe gekappt und dieser Vorgang in angemessenen Zeiträumen wiederholt. Bei manchen Baumarten konnte so über viele menschliche Generationen hinweg von demselben Baumstamm Nutzholz gewonnen werden. Hierbei entstanden auch viele der ehemals wegbegleitenden Feldgehölzhecken.

Für die Einzäunung von Viehweiden verwendete man zumeist das haltbare Eichenholz. Diese Pfähle aus Eichenspaltholz bieten einer hohen Zahl von Insektenarten und Spinnentieren einen Kleinlebensraum.



Die klassischen Eichenspalthpfähle werden durch Spaltung von Stammholz bzw. voluminösem Astholz hergestellt, hierdurch entsteht ihre typische, im Querschnitt dreieckige Form. Solche Zaunpfähle werden in der Regel nicht mit Chemikalien behandelt bzw. imprägniert. Sie stellen letztlich ein „Kleinökosystem“ dar, welches in Ausprägung und vielen Funktionen dem stehenden Totholz alter, abgestorbener Laubgehölze entspricht. Sie sind damit „ein Stück“ Wald bzw. Waldrand am Rand der „traditionellen“ Viehweide. Vom Prinzip her handelt es sich um ein von Menschen geschaffenes Ersatzbiotop, welches je nach Ausprägung und Qualität des Umfeldes durchaus auch seltene, gefährdete Arten beinhalten kann.

Der „Lebensraum Zaunpfahl“ ist artenreich und kann grob in folgende Gruppen bzw. Gilden von „tierischen Besiedlern“ eingeteilt werden: Holzfressende Insekten sowie auch pilzbewohnende Arten, darunter viele Käferarten, Besiedler des Spaltensystems zwischen Holz und zunehmend verwitternder Rinde (Borke), ferner viele Sekundärbesiedler der Fraßlöcher, hierzu zählt eine hohe Anzahl von Hautflüglern (Wildbienen, Grabwespen, Lehmwespen usw.) welche die Fraßgänge als Nistplatz verwenden. Darüber hinaus natürlich auch ein artenreiches Spektrum von Parasiten der oben genannten Insektengruppen.

Ein solches „Angebot“ wird selbstverständlich auch von vielen Fraßfeinden, d.h. räuberisch lebenden Insekten und Spinnentieren

genutzt. Hierunter sind z.B. die Springspinnen, ebenso über die Stammflächen patroulierende Ameisen eine nahezu immer anzutreffende Erscheinung. Bei geeignetem, an Blütenpflanzen nicht zu armen Umfeld stellen sich in einer Anzahl von Arten Wildbienen an den Zaunpfählen ein.



In Zaunpfählen nistende Wildbienen (Apidae) am Nesteingang und beim Verschließen des Nestes. (Foto: M. Sorg)

Die Wildbienen versorgen ihre Larven mit Pollen, denen etwas Nektar beigemischt sein kann. Ist die erforderliche Menge eingetragen, legt das Weibchen ein Ei an den Pollenvorrat und verschließt dann die Zelle. Der Zellverschluß ist zumeist auch die Rückwand der nächsten Zelle - hinter einem Nestverschluß verbergen sich also in der Regel mehrere Zellen.

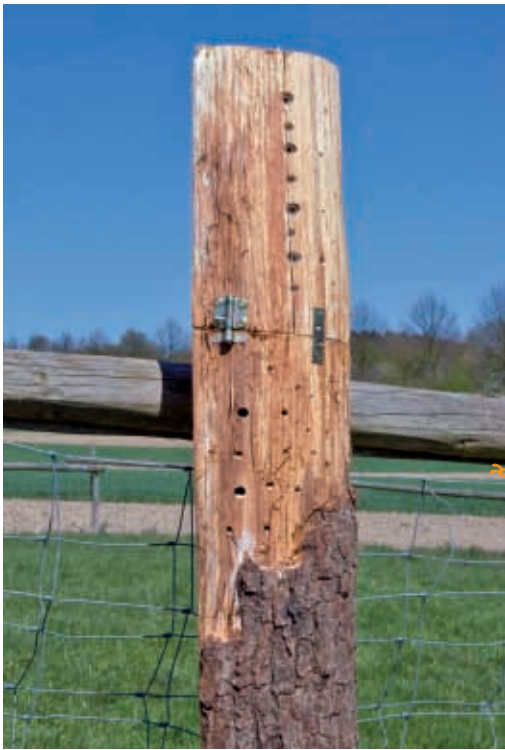
Unter den verschiedenen in Zaunpfählen nistenden Wildbienengattungen befinden sich oft Arten der Mauerbienen. Der Name deutet schon darauf hin: Mauerbienen „mauern“ ihre Nistlöcher zu. Ihre rauen, teils hellen, teils dunklen Nestverschlüsse bestehen aus Lehm



oder (zerkauerten) Blattstücken. Eine Wildbienenlarve häutet sich nach dem Schlüpfen mehrmals und frisst einige Wochen lang von dem Nahrungsvorrat, bevor sie sich in einen Kokon einspinnt und verpuppt. Am Ende schlüpft aus der Puppe die flugfähige Biene (Imago). Diese Vorgänge werden durch die Winterpause in unterschiedlichen Stadien unterbrochen. Manche Arten überwintern als Larven, andere als fertige Insekten (Imagines), die dann sehr früh im Jahr im noch kühlen März schlüpfen können.

Jahreszeit und Auswahl der Lokalität, an der Beobachtungen zu den Arten der Eichenspaltpfähle vorgenommen werden, bestimmen letztlich das vor Ort anzutreffende Artenspektrum.





Zaunpfahl (Eichenspaltpfahl) der für Fortbildungszwecke „aufklappbar“ gestaltet wurde. (Foto: M. Sorg)



An den auf dem Gelände des Bergischen Freilichtmuseums vorhandenen Zaunpfählen können diese Arten auch heute noch beobachtet werden. Hierzu wurden auch einige Zaunpfähle „aufklappbar“ hergerichtet. Bei diesen können die Wildbienen und andere Stechimmen bei ihrer Brutfürsorge - und auch das Aufwachsen ihrer Larven im Innenraum der Zaunpfähle - beobachtet werden. Die Nestbauten von Wildbienen - oft sind es sogenannte „Mauerbienen“ - sind im Frühjahr sofort an den gelben Pollenvorräten erkennbar (siehe Abbildung).

Zu diesem Thema kann auch eine Bildungsveranstaltung für Gruppen und Schulklassen angeboten werden.

In den eingesetzten Plexiglasröhrchen befinden sich Nestbauten von Mauerbienen mit Larven, Pollenvorrat und Zellenzwischenwänden aus Lehm. (Foto: M. Sorg)



Insektenschutz im Bergischen Freilichtmuseum

von Angelika Leistikow

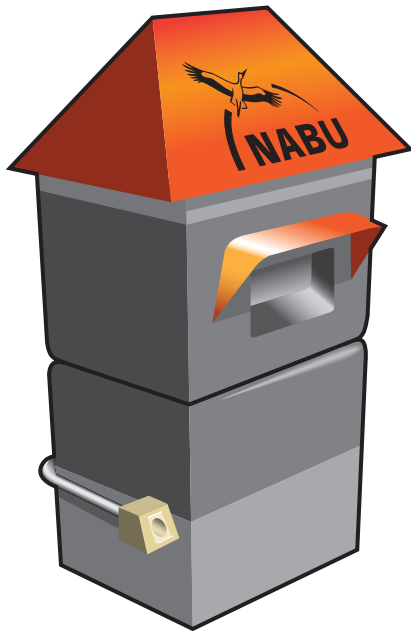
Auch der Naturschutz findet im Bergischen Freilichtmuseum große Beachtung und Unterstützung. Ein vom Landschaftsverband Rheinland angefordertes Gutachten zum Thema Hautflügler (Insecta, Hymenoptera) im Freilichtmuseum, Artenspektren und umweltpädagogische Nutzung ergab, dass zum Beispiel die Hummeln im Untersuchungsgebiet unterrepräsentiert sind. Dies bestätigt auch die Erfahrungen von Hummelschützern im Oberbergischen Kreis.

Hummeln und auch Hornissen sind vom Aussterben bedroht und deshalb streng geschützt, ebenso solitäre Wildbienen. Was lag also näher, als in dieser Hinsicht im Museumsgelände aktiv zu werden?

Da traf es sich gut, als zum Jahresbeginn 2006 ein engagiertes NABU-Mitglied, welches sich schon seit Jahren mit dem Hummelschutz befasste, auf das Freilichtmuseum zukam und den Vorschlag machte, für den NABU Oberberg einen Hummelkasten aufzustellen und zu betreuen. Weiterhin wurde angedacht, zum Thema eine regelmäßige Führung zu veranstalten bzw. einen regelmäßigen Infostand anzubieten. Die Anregung wurde vom Bergischen Freilichtmuseum gerne aufgenommen und das Projekt „Wunderbare Hummelwelt“ wurde aus der Taufe gehoben.

Erdhummel (Foto: Ruth R. / PIXELIO)





Nisthilfe nach Harry Abraham

Der Hummelkasten fand einen idealen Standort in der Nähe des Bandweberhauses und in den Sommermonaten war dort circa einmal monatlich an besonderen Veranstaltungstagen der Infostand zu finden. Leider war es trotz vielfältiger Bemühungen in diesem ersten Jahr nicht gelungen, den Hummelkasten zu besiedeln, der Infostand selbst war trotzdem ein großer Erfolg. Am Andrang

wissbegieriger Besucher war der erhebliche Informationsbedarf der Menschen erkennbar. Viele Fragen ergaben sich auch zu bestehenden Problemen mit Wespen und Hornissen. So konnten auch viele Bedenken im Umgang mit den Stechimmen im Allgemeinen und den Hummeln im Besonderen geklärt werden. Unter anderem wurden gerade zu Hummeln viele Möglichkeiten des Schutzes und der Bereitstellung von Nisthilfen erörtert und auch die Biologie der liebenswerten Brummer wie auch von Wespen und Hornissen kam nicht zu kurz.

Auf Grund des großen Erfolges und der Nachfrage der Besucher sind für das Jahr 2008 mit Unterstützung des Freilichtmuseums weitere Angebote geplant. Lassen Sie sich überraschen!



Feldkuckuckshummel



Infostand rund um Hummel und Co.

Festival der Sinne

von Christina Stoschus-Schumann

... ist der Name der herbstlichen Natur-Kultur-Veranstaltung im Bergischen Freilichtmuseum in Lindlar, die u.a. von der Kulturstiftung der Kreissparkasse maßgeblich gefördert wird. Der Untertitel „...für wirkliche Freude und Lust am Leben“ ist Programm: eine große Vielfalt kreativer Ideen aus Natur und Kunst verzaubert Kinder und Erwachsene - oft für mehr als einen Tag.

Mit einem Familiengottesdienst in St. Severin in Lindlar unter dem Leitgedanken: „Gerechtigkeit für Alle“ begann der Festivaltag 2007. „Gerechtigkeit, Nachhaltigkeit und Achtsamkeit für Menschen, Tiere, Pflanzen und Erde“ ist das wichtigste Anliegen des Festivals.

Damit verwandelt sich das Museum selbst an einem grauen Septembertag in einen leuchtenden Märchenbilderbogen aus dem zauberhaften Figurentheater Pantao und Naturskulpturen, aus Naturgemälden und Gesang, voller Klanginstrumente, Trommelrhythmen und Tanz.

Eine Fülle von Shows und Workshops erwartet die Besucher: der Kölner Kinderzirkus Radelito zum Staunen und Mitmachen, Artistik der Jugendlichen der Artistenschule Contraire aus Berlin, orientalischer Tanz, Kampfkunst und Bogenschießen.

Voll sinnlicher Marktstände mit den Produkten althergebrachter Kunsthandwerke und neuer Ideen stecken alle Winkel des Bergischen Freilichtmuseums. Die meisten Handwerke können kleine und große Besucher selber ausprobieren.

Die Animal Ambassadors zeigen gerne mit ihren Pferden den artgerechten und liebevollen Umgang mit Tieren, während die heranwachsenden Tierkinder des Museums sowieso jedes Kinderherz erweichen.

Für positive Schwingung bei erwachsenen Besuchern sorgen Qigong-Workshops und der Fengshui-Garten. Beim baubiologischen Erfahrungsfeld gibt es die Möglichkeit, Energiefeldern der Erde im Museum nachzuspüren. Zusammen mit den artgenossen bietet das Lindlarer Coaching-Team Dreizeit vielfältige Orientierung für die Sinne an.



Begeisterndes Figurentheater Pantao aus Köln

Weder dem Zauber der Workshops noch der Wirkung der heimischen Kräuter mochten die Besucher sich entziehen. Von den verführerisch leckeren Spezialitäten konnte es gar nicht genug geben: Ayurveda-Produkte, Bio-wein, Frischbackenes, Biokäse- und Wurst-



*Klangröhren: Installation von Jochen Reuter.
(Foto: Fotogruppe Oberberg)*

spezialitäten, selbstgemachte Pralinen und Schokolade. Heimischer Rosenduft von Rosengelees und Likören betört die Sinne ebenso wie der Duft der großen weiten Welt vom Kaffeezelt mit Eine-Welt-Kaffee.

Dankbarkeit und ein Gefühl großen Friedens breitet sich bei Sonnenuntergang im Publikum aus. Das Dankeschön an die Erde bei der Performance „Erdenklänge“ geht tief unter die Haut. Für die Klänge sorgen

Trommelworkshop.



Faszination Gong.

die Künstler Jochen Reuter am chinesischen Gong, Thomas Eberle mit dem Feuerhorn und an den Trommeln Kinduku und Harry Eilenstein. Mithra Liebetanz und Anneli Ketterer tanzen dazu orientalische und afrikanische Elemente. Die Künstlerin Christina Stoschus-Schumann, die das Festival organisiert, lässt dazu ein riesiges, leuchtendes Farb-Klang-Bild entstehen. Sie beendet die beeindruckende Natur-Kunst-Erfahrung mit den Worten: „Klänge der Erde, Farben der Erde, Menschen der Erde. Danke Gott“.

Im Bilde festgehalten hat das Festival die Fotogruppe Oberberg. Die Netzwerkzeitung des Festivals „Regenbogenwerk“ mit „Tipps für nachhaltige Freude und Lust am Leben“ mit Adressen engagiert nachhaltig arbeitender Menschen im Bergischen Land kann bei der Organisatorin unter info@die-malwerkstatt.de oder unter 02204 - 97 05 58 kostenlos angefordert werden.

Störfaktoren im Museum - Kunstprojekt zwischen Gymnasium und Freilichtmuseum

von Kirsten Osthoff



„Kinder zum Olymp!“ lautet das Motto der Initiative der Kulturstiftung der Länder. Das Bild des Berges der Götter aus der griechischen Mythologie dient als Leitsatz für einen Wettbewerb, der Kindern und Jugendlichen den Weg zur Kultur öffnen möchte. Im übertragenen Sinne wird es als Notwendigkeit erkannt, dass Kinder und Jugendliche an eine ästhetische Erziehung herangeführt werden müssen. Eine frühzeitige Begegnung mit

Kunst und Kultur soll die nachwachsende Generation zu gefestigten, kreativen und innovativen Menschen ausbilden. Aufgabe der ästhetischen Bildung ist die Stärkung des Selbstbewusstseins junger Menschen und die gleichzeitige Förderung ihrer Fähigkeiten und Fertigkeiten. Ebenfalls wird der Schutz und damit die Bewahrung des kulturellen Erbes als eine wichtige und elementare Aufgabe angesehen. Durch die Interpretation der Geschichte und die Übertragung in den heutigen Alltag können Schülerinnen und Schüler die Gegenwart begreifen und verantwortungsbewusst ihre Zukunft gestalten.

Im November 2006 erhielt das Freilichtmuseum eine Anfrage zu einem Kooperationsprojekt zwischen Schule und Museum. Herr Faber, Kunstlehrer am Gymnasium Lindlar, wollte mit seinem Grundkurs Kunst am Wettbewerb „Kinder zum Olymp!“ teilnehmen. In der Sparte Bildende Kunst, Architektur und Kulturgeschichte konnte er sich ein vielfältiges Betätigungsfeld für seine Schülerinnen und Schüler vorstellen. Aus seiner Sicht bot das Freilichtmuseum viele Möglichkeiten, um eine Brücke zwischen Gegenwart und Vergangenheit zu bauen. Er sah das Museum als Schnittstelle zwischen Kunst und Alltagsleben. Themen, die die Heranwachsenden interessieren, und Inhalte der Museumspräsentation

sollten künstlerisch transformiert werden. Sein Ziel war eine intensive Auseinandersetzung mit den historischen Informationen des Museums und der eigenen Lebensgeschichte. Daher wählte er den Titel „Störfaktoren im Museum“, um bei der späteren Präsentation gezielt auf das Thema des Projekts aufmerksam zu machen.

Schon Ende 2006 begann die Spurensuche der Gruppe im Freilichtmuseum. Die gestellte Aufgabe des Kunstlehrers bestand darin, im bereits Bekannten das Unbekannte zu entdecken, denn vielen war das Freilichtmuseum durch Schul- und Familienausflüge vertraut. Ausgestattet mit Notizblock, Fotoapparat und ein wenig Skepsis begaben sich fünfzehn Schülerinnen und Schüler der 12. Jahrgangsstufe auf Entdeckungstour. Bei der Führung durch das Gelände, in die Häuser und zu den Tieren in den Stallungen öffnete sich der Gruppe eine neue Sicht auf die eigene Regionalgeschichte. Insbesondere die kleinen Anekdoten der einzelnen Bewohner und die gezielte Aufmerksamkeit auf versteckte Besonderheiten ergaben neue Erkenntnisse. Zum ersten Mal nahmen die Jugendlichen das Gelände und die Gebäude mit der „Brille der Kunst“ wahr und diskutierten später in der Schule angeleitet die gewonnenen Eindrücke. Diese Erkundung bildete die erste und grundlegende Phase des Projekts.

Die Entwicklung eigener Ideen und Vorstellungen, wie das Erlebte in Kunstobjekten

darstellbar sei, standen im zweiten Teil im Mittelpunkt des Unterrichts. Nun waren handwerkliche und künstlerische Verfahren, wie auch mediale und wissenschaftliche Recherchen, gefragt. Museumsgut und verschiedene Naturmaterialien sollten die Klasse animieren, auch ungewöhnliche Kombinationen und Kreationen zu wagen. In Gruppen- oder Einzelarbeit entstanden nach und nach viele Ideen, die mit unterschiedlichen Methoden, Materialien und Formen umgesetzt wurden. Recherchen fanden auch außerhalb



Kunstunterricht mal anders - Präsentation erster Ideen im Medienraum des Eingangsgebäudes.

der Schule statt, ob nun im Internet oder auf dem Dachboden. Eine umfangreiche Suche nach Materialien für das eigene Kunstwerk griff um sich. Das gesamte Umfeld der Schülerinnen und Schüler wurde mit eingespannt und trug zum Gelingen des Projekts bei. Nachforschungen und Materialerprobungen jeglicher Art regten die Kreativität an und es entwickelten sich ganz unterschiedliche Skulpturen innerhalb der Klasse.

Die Schülerinnen und Schüler hatten während der Dauer des Projekts freien Eintritt und konnten daher jeder Zeit ins Museumsgelände gehen, um sich dort weitere produktive Anstöße zu holen und einen Präsentationsort für ihr Kunstobjekt zu suchen. Schnell war klar, dass dieses Kunstprojekt in einer Vernissage einem breiten Publikum vorgestellt werden sollte. Diese Phase bildete den dritten und entscheidenden Abschnitt des Projekts. Im neuen Eingangsgelände bauten die Schülerinnen und Schüler eine Art Informationsraum zu dieser Kunstausstellung auf. Dort präsentierten sie ihre Skizzen, Arbeitsmethoden, Fotomaterial, Notizbücher und öffneten somit ihren Unterricht für Außenstehende. In Vitrinen und auf Schautafeln konnten die Besucherinnen und Besucher einen umfangreichen Eindruck von der Arbeit des Kunstkurses erhalten. Zu den Vorbereitungen zu dieser ungewöhnlichen Ausstellung gehörten auch das Informieren des Museumspersonals und das Aufstellen von Erklärungstexten, damit dieses Projekt als Kunstprojekt und Teilnahme an einem Wettbewerb wahrgenommen wurde.

Die Standorte der Skulpturen und Installationen waren jeweils an bestimmte Museumsinhalte und Baugruppen angeknüpft. So stand eine kunterbunte Vogelscheune mit Bauhelm im Garten neben der Scheune aus Denklingen. Eine ehemalige Schaufensterpuppe trug die Mode der 60er Jahre. Anstelle eines Gesichts war in den Kopf ein Spiegel eingelassen, so dass sich der Betrachter durch sein Spiegelbild in die Vergangenheit versetzen konnte.

Vor der Eröffnungsfeier fand ein wichtiger Pressetermin statt, an dem jede Gruppe bzw. die Künstlerinnen und Künstler die einzel-

nen Projekte den Reportern vorstellten. Die Jugendlichen standen für alle Fragen von der Strohuppe bis zum farbenprächtigen Fensterbild zur Verfügung. Im historischen Ambiente wirkte die Interpretation von Vergangenheit und Gegenwart ungewohnt und fremd. Insbesondere die Erklärungstexte und die intensive Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Themen, wie die Rolle der Frau im Wandel der Geschichte, Sexualität und Genmanipulation, waren bei der Umsetzung der Kunstobjekte beliebte Handlungsfelder. Ein silbernes Tiergebilde in der Schmiede erhielt den Namen „KPS-Alu“, entstanden aus der Kurzversion für „Kuh-Pferd-Schwein“. Diese Darstellung von Genforschung bildete einen auffälligen Gegensatz zur Haltung alter Nutztierassen im Freilichtmuseum. Insgesamt verteilten sich neun Kunstobjekte im Museumsgelände, teilweise versteckt und unauffällig, manchmal sehr eindrucksvoll und außergewöhnlich. Sowohl in den Gebäuden, den Gärten und auch im Außenbereich einer Scheune präsentierten die Jugendlichen ihre „Störfaktoren“.

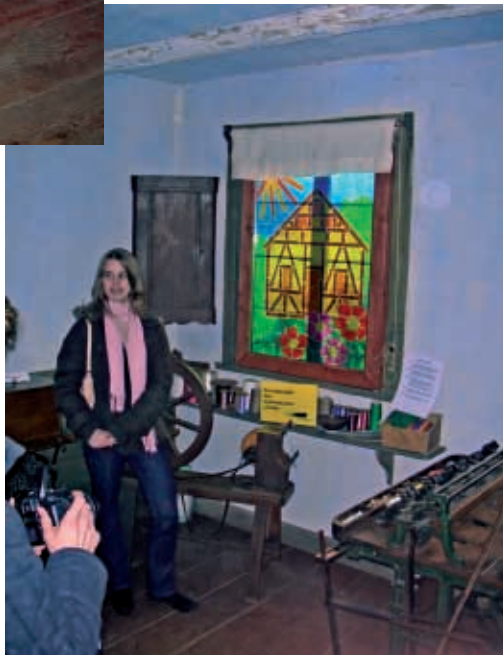
Viele Installationen wirkten provozierend und irritierend, dazu zählten insbesondere die Strohuppe in der Schlafstube vom Hof Peters und die Wäscheleine an der Scheune Eckenhausen. Das blütenweiße Nachthemd mit Comicfiguren-Motiv, Müllbeutel und ausgestopftem Greifvogel wehte im Wind und zog gewiss einige interessierte Blicke auf sich. Ein Computermonitor mit Delfter Kachelmotiven war als bewusster Bruch der handwerklichen Atmosphäre der Seilerei arrangiert. Interessant waren vor allem Objekte, die auf unauffällige Weise diese Mischung aus historischen Elementen und moderner Technik vereinten. Im Bandweberhaus brachte ein buntes Fensterbild mit Fachwerkhaus-Motiv Farbe in den

Raum. Die Interpretation einer Bauersfrau in Spitzenunterwäsche, mit Rehgeweih und Fellbikini stieß bei vielen Besuchern auf erstaunte und überraschte Reaktionen. Gerade die ungewohnte und provokante Begegnung mit Kunstobjekten von Jugendlichen bildete eine gezielte Störung.



„A man's dream“ - ein Aufsehen erregendes Kunstwerk einer Schülerin zum Thema Frauenrolle.

Präsentation des farbenfrohen Fensterbildes mit Fachwerkhaus-Motiv im Bandweberhaus.



Höhepunkt der Kooperation zwischen Gymnasium und Freilichtmuseum bildete die Vernissage am 17. März 2007. Viele Freunde, Familienangehörige und Bekannte der

Jugendlichen versammelten sich im Eingangsbau-gebäude. Zur feierlichen Eröffnung gehörten Reden von Bürgermeister Herrn Dr. Tebroke, Schuldirektor Herrn Güth, Museumsdirektor Herrn Kamp und der Schülerin Yana Thönnies. Umrahmt wurde das Programm von einem leckeren Buffet und der musikalischen Unterstützung durch die Schulband. Anschließend nutzten viele Gäste die Möglichkeit, sich bei einer Führung durch das Gelände die einzelnen Skulpturen und Objekte am jeweiligen Standort zeigen und erklären zu lassen. Die Künstlerinnen und Künstler standen selbst für Fragen und Reaktionen zu ihren Objekten zur Verfügung.

Die Ausstellung dauerte zwei Monate und bereicherte das Veranstaltungsprogramm des Museums durch eine ungewöhnliche und freche Interpretation. Dieses Projekt zwischen Gymnasium und Freilichtmuseum schaffte es bis in die Endrunde des Wettbewerbs „Kinder zum Olymp!“, jedoch gewann der Kunst-Kurs der Oberstufe keinen begehrten Preis. Dennoch bleibt es den Schülerinnen und Schülern als ein erfolgreiches Projekt in der Erinnerung.

Zeitungsberichte, Gästebucheinträge und Fotos werden auch noch den nachrückenden Klassen als Vorbild für ungewöhnliche und erfolgreiche Unterrichtsreihen dienen.

Apfelwein-Seminar

von Dr. Alfons Schiele

Schon morgens um zehn probierten in der Zehntscheune knapp ein Dutzend Frauen und Männer den Apfelwein, den der Leiter des ersten Seminars zur Apfelweinherstellung als Probe seiner letztjährigen Produktion anbot. Hier hatten der Vorsitzende des Fördervereins und der Seminarleiter am Vortag das „schwere Gerät“ aufgebaut: Die Obstmühle, mit der die Äpfel in kleine Teile zerstückelt werden, und die Presse, aus der nach kräftigem Drehen an der Kurbel der frische Saft sprudelte. Den zu trinken ist für den Neuling ein ungeahntes Erlebnis. Kein Saft aus der Flasche oder Tüte kann auch nur entfernt an das Aroma und die wohlige Süße des Tropfens aus der Presse heranreichen.

Apfelwein zu machen ist eine einfache Übung. Der frisch gepresste Saft kommt in einen Behälter – einen Glasballon oder ein

Kunststofffass. Der Behälter muss allerdings dazu geeignet sein, mit einem „Gärröhrchen“ oder einem „Gärspond“ verschlossen zu werden. Denn schon nach wenigen Tagen beginnt es in dem Fass zu rumoren. Die Gärung wird ausgelöst durch Hefen. Die sind überall in der Umwelt vorhanden. Man sollte aber, um ein besseres Ergebnis zu erzielen, eine Reinzuchtheefe benutzen.

Die Hefe wandelt den Zucker des Apfelsaftes in Alkohol und Kohlensäure um. Das Gas entweicht durch das mit Wasser gefüllte Gärröhrchen. Fremde Hefen haben keinen Zutritt mehr. Wenn aller Zucker in Alkohol verwandelt ist, sterben die Hefen ab und sinken auf den Boden des Behälters. Um die Jahreswende kann dann der fertige Apfelwein, der sich in der Zeit geklärt hat, „abgezogen“ werden. Das heißt: Er wird mit einem Schlauch in ein weiteres Gefäß gefüllt, ohne die Hefe am Boden aufzurühren. Wer ganz klaren Apfelwein haben will, kann nach einigen Wochen auch noch ein zweites Mal abziehen.

Der Apfelwein, den wir jetzt trinken, ist ein reines Naturprodukt. Keine Chemie, kein Zusatz ist nötig. Wir haben ein sauberes Getränk von etwa fünf bis sechs Prozent Alkohol im Keller und genießen den herben Trunk vor allem im heißen Sommer bei der Gartenarbeit.

Hier heißt es zupacken: unter Anleitung von Dr. Schiele (vorne rechts) werden die Äpfel zur weiteren Verarbeitung vorbereitet.



Eine Landschaft wird unsichtbar

Im 19. Jahrhundert (und auch später) lag ein Teil des Bergischen Landes im Schatten der Aufmerksamkeit

von Ulrike Marski

„Mensch+Umwelt“ heißt der Arbeitstitel einer Ausstellung über 200 Jahre Bergisches Land, die im Juni 2008 in der Scheune aus Großeigen, im Stall von Hof Peters und an zwei Stationen im Gelände eröffnet wird. Im Mittelpunkt stehen Landwirtschaft und Landschaftswandel von etwa 1800 bis 1960.

Bei den Recherchen für diese Ausstellung machten wir hinsichtlich des 19. Jahrhunderts eine eigenartige Entdeckung: Der Teil des Bergischen Landes südlich von Wipperfürth bis zur Sieg verblasste für einige Jahrzehnte auf der historischen Landkarte. Ganz offensichtlich geriet er angesichts der rasanten industriellen Entwicklung im Wuppertal

aus dem Blickfeld. Diese Abwesenheit wirkt bis heute nach, und wir müssen schon energisch graben, um diese Landschaft und vor allem ihre landwirtschaftlichen Aspekte wieder aufscheinen zu lassen.

Auf den tatsächlichen Landkarten aus jener Zeit ist die angesprochene Region schon verzeichnet. Aber kaum jemand reiste freiwillig dorthin und erstattete bildlich oder schriftlich Bericht. Zugegeben: Die Wegeverhältnisse - von Chausseen oder Straßen konnte noch lange nicht die Rede sein - waren bis weit ins 19. Jahrhundert beklagenswert; der Bau von Eisenbahnlinien, die von Köln aus in östliche Richtung führten, begann erst 1859.

Wie Eitorf und Umgebung in der Mitte des 19. Jahrhunderts aussahen, können wir glücklicherweise einem Buch über das Siegtal entnehmen. Erfreulich wäre es, wenn eines Tages auch weitere Skizzen des Zeichners Nicolaus Christian Hohe von Ortschaften in Oberberg veröffentlicht würden.



Ein Zeichner wandert von Gimborn zum Schloss Allner

Es fängt schon damit an, dass es ausgesprochen schwierig ist, sich für das 19. Jahrhundert ein Bild von der Landschaft und den Orten zu machen. Eine Hoffnung schien zunächst der Bonner Zeichner und Zeichenlehrer Nicolaus Christian Hohe (1798 - 1868) zu sein. Er durchstreifte zwischen 1835 und 1865 immer wieder seine weitere Umgebung auf der Suche nach attraktiven Motiven: ganz besonders die am Rhein, die in diesen Jahrzehnten mit der Loreley, dem Drachenfels und dem Siebengebirge mit seinen vielen Burgruinen zur malerischsten und romantischsten Gegend Deutschlands erkoren worden war. 1851 jedoch wandte er sich zum ersten Mal nach Osten, wo er Vorstudien zu Ansichten der Orte Kirchen und Herchen an der Sieg anfertigte, die später als Stahlstiche gedruckt wurden.

Dieser Ausflug blieb nicht sein einziger Vorstoß in das hügelige Gebiet. Im Sommer 1852 begab sich Hohe zwischen dem 5. und 14. Juni auf eine Wanderung ins Oberbergische. Vielleicht war er auf der noch überwiegend unbefestigten Aggerstraße mit der Postkutsche von Deutz über Overath gerumpelt; Endstation der Linie war Drolshagen. Der Zeichner aus Bonn stieg vermutlich in Gimborn aus. Seine Tour führte ihn von dort aus über Eibach, Hülsenbusch, Gummersbach, Bergneustadt, Wiehl, Schloss Homburg, Burg Bieberstein, Waldbröl, ins Wistertal, nach Windeck, Eitorf, zum Kloster Merten und schließlich nach Blankenberg und zum Schloss Allner. Möglicherweise hatte er erwartet, in diesem abgelegenen Landstrich pittoreske Motive zu finden.

An den genannten Orten fertigte er in seinem Skizzenbuch teilweise kolorierte Blei-

stiftzeichnungen an: So hat es Sabine Gertrud Cremer für ihre Arbeit über N.C. Hohe ermittelt. Aber diese Skizzen sind nicht zugänglich, da sich das Buch in Privatbesitz befindet. Und nur die fünf letzten Stationen der Wanderung wurden als Stiche ausgeführt und 1854 in einem Buch von August Horn über das Siegtal veröffentlicht. All die anderen Ansichten der genannten Orte im Bergischen Land aus der Mitte des 19. Jahrhunderts bleiben uns bedauerlicherweise bis auf Weiteres verborgen.

Fabriken, Bleichwiesen, Kühe

Zwei Zeitgenossen Nicolaus Christian Hohes, Johann Heinrich Bleuler (1758 - 1823) und sein Sohn Johann Ludwig (1792 - 1850), stammten aus der Schweiz und hatten sich schon dort auf Landschaftsansichten spezialisiert. Auch die Bleulers zeigten eine ausgeprägte Vorliebe für den Rhein, was mit der Nähe zu ihrem Herkunftsland und mit den guten Absatzmöglichkeiten für die damals ungemein beliebten Motive zusammenhing. Orte, an denen Interessantes geschah, zogen sie an - so auch das Wuppertal, wo sie im frühen 19. Jahrhundert eine Reihe von Gouachemalereien von Elberfeld und Barmen anfertigten. Dort hielten sie das noch nie gesehene und kuriose Nebeneinander von Fabrikationsstätten und riesigen Bleichwiesen einerseits und grasenden Kühen andererseits fest.

Die rasch wachsenden Orte Solingen, Remscheid, Elberfeld, Barmen, Lennep, Hückeswagen, Lüttringhausen, Radevormwald, Ronsdorf und Wipperfürth - einige davon mit qualmenden Fabrikschornsteinen und gepflegten Fabrikanten- und Kaufmannsvillen - wählten auch andere Maler und Zeichner

als neuartige und einzigartige Ansichten jener Zeit aus. Doch keiner von ihnen machte einen Abstecher in die südlich davon gelegenen Gebiete.

Ebenso hielten es Neugierige aus allen Himmelsrichtungen, die ins Wuppertal strömten und darüber heimlich oder öffentlich Bericht erstatteten. Sie kamen aus dem deutschen und europäischen Ausland; für aufgeschlossene Bildungsbeflissene, Industriespione und Fortschrittsbegeisterte wurden Elberfeld und Solingen zu einem Muss auf ihrer Reise. Einige ihrer Aufzeichnungen sind in zwei Bänden von 1978 und 1984 nachzulesen.

Wenn die Reisenden um 1800 die ländlichen Bereiche überhaupt eines Blickes würdigten, so notierten sie meist knapp, dass der Ackerbau „für die hiesigen Landbewohner nicht die ergiebigste Quelle des Reichthums und des Wohlstandes ist“ (ein anonymes französischer Emigrant, 1792/93), dass das Land „im ganzen nicht sehr ergiebig“ ist (Johann Christian Friedrich Bährens, Prediger, Arzt und Pädagoge, 1793) oder dass „die Landwirtschaft noch mancher Verbesserung fähig“ wäre (Justus Gruner, Reisender in preußischem Auftrag, 1802).

Johann Nepomuk Schwerz meidet die Hügel

Da sich also kaum jemand aus freien Stücken in südlichere Bergische Land begab, ist es unser Glück, dass die Behörden in Berlin die Rheinprovinz, die seit 1815 zu Preußen gehörte, näher kennen lernen und auch etwas über die bäuerliche Produktion erfahren wollten. Ein Autor, der zunächst viel versprechend erschien, ist der Agrarexperte Johann Nepomuk Schwerz (1759 - 1844). Er war bereits als Verfasser eines dreibändigen Werkes über die belgische Landwirtschaft

bekannt, als er vom Preußischen Innenministerium den Auftrag erhielt, „die Königlichen Staaten in Westfalen und am Rheine zu bereisen, und über dasige bäuerliche und landwirthschaftliche Verhältnisse Bericht zu erstatten“.



Der bekannte Landwirtschaftsreformer Johann Nepomuk Schwerz beschrieb zwar in zwei Bänden die Landwirtschaft in Westfalen und Rheinpreußen um 1820, machte jedoch um das Bergische Land einen weiten Bogen.

Von 1816 und 1818 schaute sich Schwerz um, führte Gespräche und sammelte bei den Landräten - die meist nebenberuflich Gutsbesitzer waren - systematisch Informationen mit Hilfe eines umfangreichen Fragebogens. Er durchquerte, wie er für seinen Band „Beschreibung der Landwirtschaft in Rheinpreußen“ (veröffentlicht 1836) detailgetreu und anschaulich beschrieb, die Herzogtümer Cleve und Geldern, das Fürstentum Moers, erkundete das Herzogtum Jülich,

die Eifel und die Moselgebirgsgegend. Er erforschte schließlich auch den „Zustand des Ackerbaus“ am Rhein und im Moseltal. Beide Gebiete handelte er in seiner Enquête gemeinsam ab, wobei er das Schwergewicht eindeutig auf das Moselgebiet legte. Scherz machte zwar einige Bemerkungen über das „Bergische“, das er wechselweise reichlich vage als „Rheingegend“ bezeichnete. Doch kam er sichtlich nicht über Düsseldorf und den damaligen Kreis Siegburg hinaus und wandte sich vor allem den Domänen, also den Staatsgütern, zu. Deshalb gilt leider auch für Johann Nepomuk Scherz' berühmtes Werk: Fehlanzeige bezüglich genauerer Nachrichten über das Bergische Land und seine Landwirtschaft.

Die Kreisphysiker müssen berichten

Johann Nepomuk Scherz konnte das Bergische Land rechts liegen lassen - aber die Beamten in ländlichen Gebieten kamen nicht umhin, ihren Vorgesetzten vorschriftsmäßig Bericht zu erstatten. 1820 verpflichtete die neue preußische Gesundheitsverwaltung die „Kreisphysiker“, also die zuständigen Amtsärzte, medizinische Topographien zu verfassen. Sie hatten eine Themenliste abzuarbeiten, die die „Beschaffenheit des Landes“, den „physischen und moralischen Zustand der Einwohner“, ihren „Krankheitszustand“ und das „Medizinalwesen“ umfasste und anschließend an den zuständigen Medizinalrat des Regierungsbezirks in Köln eingesandt werden musste.

Die Ausführungen des Amtsarztes im damaligen Kreis Gummersbach von 1825 wurden durch weitere des Kreiswundarztes ergänzt. Für das frühere Amt Neustadt war übrigens schon 1790 eine historisch-topographische

Beschreibung entstanden, mit der das kleine Territorium dem Preußischen König zum Kauf angeboten wurde (siehe dazu den Beitrag von Michael Kamp im „Freilichtblick“ 17/2006, der mit einem Solitär illustriert ist: einer Ansicht von Gummersbach der Malerin Henriette Jügel von 1807).

1997 erschien die Medizinische Topographie des Siegkreises von Dr. Anton Lohmann, ebenfalls von 1825, im Druck. Die Beschreibung des Kreises Waldbröl, vom Physikus Johann Ernest Büren 1836 fertig gestellt, transkribierten Otto Kaufmann und Gabriele Emrich in Auszügen; teilweise sind sie veröffentlicht. Und was den ehemaligen Kreis Wipperfürth betrifft, so befinden sich die handschriftlichen Berichte des Kreisphysikus Hachenberg einerseits und des Kreischirurgus de Blois andererseits im Hauptstaatsarchiv Düsseldorf; für Mensch+Umwelt werden die entsprechenden Abschnitte ausgewertet. Da Lindlar damals zum Kreis Wipperfürth gehörte, wäre es für Transkription und Veröffentlichung dieser reichhaltigen Quellen von 1827 hohe Zeit.

Im Kreis Solingen spielte die Landwirtschaft - abweichend von den zuvor genannten Berichten - 1823 eine weniger bedeutende Rolle. Der Kreisphysikus Johann Wilhelm Spiritus wies in seiner medizinischen Topographie darauf hin, dass bereits in der Hälfte der zwölf Bürgermeistereien „die Fabrik der Hauptbetrieb und der Landbau nur Nebensache“ waren. Trotzdem erhält seine Schrift (1991 nachgedruckt und kommentiert) ebenso wie die anderen Topographien eine Vielzahl sehr lesenswerter Beschreibungen des Alltagslebens.

Zahlen und „bäuerliche Zustände“

Es waren wohl vor allem die Berichte der Amtsärzte, die in die „Topographisch-statistische Beschreibung der Königlich Preussischen Rheinprovinzen“ einfließen. Sie erschien 1830, und in ihr ist auch das Gebiet rechts des Rheins enthalten. Oberleutnant von Restorff gab seine Beschreibung - wie er im Vorwort vermerkt - als „Resultat jahrelangen Studiums“ heraus. Er kannte das Rheinland aus eigener Anschauung und verwendete für sein Buch vor allem amtliche Bekanntmachungen und Notizen. Gewissenhaft zählt er Regierungsbezirke mit den Kreisen auf, diese mit ihren Bürgermeistereien und darin die Ortsteile, die Zahl der Kirchen und Kapellen, der Wohnhäuser und Scheunen, der Mühlen, der Bewohner (aufgeteilt nach männlich und weiblich und nach Religionen respektive Konfessionen) und gibt

einen knappen geschichtlichen Abriss und einen Überblick über die wichtigsten gewerblichen Erzeugnisse der Ortschaften. Für die Themen Landwirtschaft und Landschaftswandel sind seine Angaben jedoch deutlich unergiebig als die Nachrichten der Kreisphysiker.

„Im Auftrag der Königlichen Regierung“ stellte Oberregierungsrat Friedrich Halm für sein Buch Informationen zusammen, die ihm Landräte übermittelt hatten. 1865 veröffentlichte er die „Statistik des Regierungsbezirks Cöln“. In der Rubrik „Ackerbau, Viehzucht, Forstwirtschaft“ weiß er auf zehn Seiten einige Besonderheiten über die Verhältnisse im Bergischen Land mitzuteilen: wie „Schiffelland“ bewirtschaftet wird, dass die Bauern Äpfel und Birnen zu „Kraut“ verarbeiten, die Sechs- und die Sieben-Felderwirtschaft. Dieser Mann hatte sein Thema im Griff, doch

Aquarell aus dem Hause Bleuler, das Barmen und Unterbarmen etwa um 1800 zeigt. Landwirtschaft und Manufakturen existieren friedlich nebeneinander: rechts vorne einige Kühe, links eine Weberei oder Färberei, deren Produkte auf Wäscheleinen trocknen, gegenüber Wiesen mit zum Bleichen ausgebreiteten Textilien.



musste er sich angesichts des riesigen Gebiets sehr kurz fassen. Leider ist das Buch - außer in wenigen Bibliotheken - auch antiquarisch nicht mehr zu bekommen. Die Berichte der Landräte an die Bezirksregierung im Hauptstaatsarchiv Düsseldorf sollte man für weitere Forschungen unbedingt im Blick behalten.

Eine Enttäuschung hingegen hielten drei Bände mit dem großartigen Titel „Bäuerliche Zustände in Deutschland“ bereit. 1881 startete der Verein für Socialpolitik per Fragebogen dazu eine Umfrage. Aus allen möglichen Regionen trafen daraufhin Nachrichten ein, die zwei Jahre darauf publiziert wurden. Doch keiner der Berichte befasst sich mit dem Bergischen Land. Schrieb der Verein keinen hier ansässigen Informanten an? Oder erhielt er, wenn er doch Auskünfte angefordert haben sollte, keine Antworten? Vertreten sind unter vielen anderen Bezirken und Gemeinden der Unterwesterwaldkreis, die Bürgermeisterei Altenkirchen im Regierungsbezirk Koblenz oder der Kreis Merzig im Regierungsbezirk Trier - jedoch kein einziger Ort, kein Kreis aus den rechtsrheinischen Gegenden der Regierungsbezirke Köln und Düsseldorf.

Bergische Wirtschaft ohne Bauern?

Die Auswirkungen der spärlichen Überlieferung zu den landwirtschaftlichen Verhältnissen im Bergischen Land während des 19. Jahrhunderts machen sich bis heute bemerkbar. Das Interesse der historischen Forschung im 20. Jahrhundert richtete sich ebenso wie das Augenmerk der Beobachter im Jahrhundert zuvor auf die gewerbliche Entwicklung, auch wenn die Titel ihrer Bücher anderes verheißen.

Das neue Jahrhundert war noch jung, als 1917 zwei Bände zur „Rheinprovinz 1815 - 1915“

erschienen. Darin blickte Willy Wygodzinski, Professor an der Landwirtschaftlichen Akademie Bonn-Poppelsdorf, auf 50 (von 1500) Seiten auf ein Jahrhundert Landwirtschaft im gesamten Rheinland. Er stellte jedoch weniger die Lebens- und Wirtschaftsbedingungen der Bauern dar, sondern stattdessen die organisatorischen Strukturen des Agrarwesens wie den Landwirtschaftlichen Verein, das Unterrichts- und Kreditwesen, Reformen, die Landesviehzucht sowie die Landwirtschaftskammer.

Edmund Strutz, der 1958 immerhin eine „Bergische Wirtschaftsgeschichte“ verfasste, widmete der Landwirtschaft sieben von 142 Seiten, obwohl er zugeben musste, dass sie „noch heute einen beachtlichen Teil der bergischen Wirtschaft“ ausmacht. Und Hermann Ringel, der 1966 eine Arbeit zur „Bergischen Wirtschaft zwischen 1790 und 1860“ veröffentlichte, hatte - anders, als es der Buchtitel vermuten lässt - lediglich den damaligen Kreis Lennep und den nordwestlich anschließenden Kreis Elberfeld im Visier. Den größeren Teil des Bergischen Landes südlich der industriellen Ballungszentren nahm er im wesentlichen als Standort für zahllose Hammerwerke wahr, als Durchgangsterrain der Eisenstraße aus dem Siegerland und überhaupt als schwer zugängliches Gelände mangels anständiger Verkehrswege. In dem ansonsten gehaltvollen und dickleibigen Buch über „150 Jahre Regierungsbezirk Köln“ aus dem gleichen Jahr - darin schrieb etwa der renommierte Historiker Hermann Kellenbenz über die wirtschaftliche Entwicklung von 1816 bis 1945 - fasste man sich bezüglich der Landwirtschaft sehr kurz. Der Band „Der rheinisch-bergische Kreis“ von 1974 bietet auf fünf Seiten einen kleinen, aber ganz feinen Überblick zum Thema Landwirtschaft.

Unbedingt lesenswert sind auch zwei Beihefte des Geschichtlichen Atlas der Rheinlande, die zwar die gesamte Rheinprovinz behandeln, aber mit ihrer differenzierten Darstellung das Verständnis für die Verhältnisse im Bergischen Land befördern. Ähnliches gilt für die Historische Wirtschaftskarte der Rheinlande um 1820, die bereits 1973 erschien. Eine neuere Veröffentlichung, nämlich die Oberbergische Geschichte, Band 2 (1648 - 1918), 1998 von Klaus Goebel herausgegeben, erläutert die bäuerlichen Lebensumstände auf nur zehn von 300 Seiten. Der Schwerpunkt liegt hier auf den politischen und gewerblichen Entwicklungen. Ähnlich kurz gefasst erscheinen sie in Beate-Carola Padbergs Oberbergischer Wirtschafts-geschichte aus dem Jahr 2000.

Alles über die Landschaft zwischen Wupper und Sieg

Wenn auch die großen Arbeiten zur Bergischen Geschichte die Landwirtschaft nur streifen, so existieren immerhin etliche verstreute kleinere Arbeiten und Aufsätze, die sich mit Aspekten des bäuerlichen Lebens und des Landschaftswandels befassen. Einige sollen hier herausgegriffen werden. Da ist zunächst Franz Steinbach (1895 - 1964), geboren in Lindlar, der in den 1920er Jahren grundsätzliche Überlegungen zur bergischen Landwirtschaft anstellte, die bis heute inspirierend sind. Ein emsiger Forscher und Autor auf diesem Gebiet war der Lehrer und Volkskundler Otto Kaufmann (1900 - 1985). Anhand privater schriftlicher Quellen, vereinzelter Archivalien und insbesondere durch Gespräche mit Menschen, die sich noch an das 19. Jahrhundert erinnerten, zeichnete er ein Bild von den bäuerlichen Umständen in jener Zeit im Oberbergischen.

Gelegentlich finden sich Monographien, die das Alltagsleben vor rund 200 Jahren in einzelnen Orten beschreiben. Ein herausragendes Beispiel ist das Buch von Thomas Gerst, der sich durch das Gemeindearchiv Lindlar gearbeitet und eine lebensnahe Darstellung zu Papier gebracht hat. Unter dem etwas irreführenden Titel „Da schleicht Erinnerung heimlich sich zu dir“ blättert er Arbeit und Alltag aller Bevölkerungsgruppen auf: nicht nur der Gewerbetreibenden und Handelsleute, sondern auch der Bauern. Einige Jahre hatte Moritz Spilker in einem Aufsatz mit zahlreichen Tabellen kurz, prägnant und informativ die wirtschaftliche Entwicklung des Kreises Wipperfürth von 1830 bis 1914 umrissen. Aber eine Zusammenschau der Landwirtschaftsgeschichte im gesamten Bergischen Land steht noch aus. Es wäre zum Beispiel aufschlussreich, der unterschiedlichen Entwicklung der bäuerlichen Betriebe je nach Entfernung von den industriellen Zentren nachzugehen. Immerhin schienen sich bereits im 18. Jahrhundert für die Bauern in der Nähe der Gewerbegebiete angesichts der stetig wachsenden Bevölkerung beachtliche Absatzmöglichkeiten eröffnet zu haben. Und mit dem Ausbau der Verkehrswege profitierten zusätzlich diejenigen, die weiter entfernt lebten. Auch wenn Transporte in großem Stil erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begannen, so pendelten zuvor unzählige Kleinhändler und Fuhrleute zwischen den bergischen Hügeln und den Zentren. Außerdem wurde bald jener Teil der Landbevölkerung Abnehmer für bäuerliche Produkte, der nun in Fabriken außerhalb der boomenden Industriestädte sein Geld verdiente. Eine Ausstellung wie „Mensch+Umwelt“ kann diese Wissenslücke kaum füllen und all die verstreuten Informationsschnipsel

handlich bündeln. In der Scheune aus Großeigen wird sie stattdessen unbekanntere wie auch geläufige Themen aus dem 19. Jahrhundert beispielhaft aufgreifen. Ein gründlicher Überblick über die Landschaft zwischen Wupper und Sieg mit besonderer Berücksichtigung der Landwirtschaft in diesem Zeitraum wäre stattdessen gut zwischen zwei Buchdeckeln aufgehoben.

Hier die im Text genannten Titel:

Bäuerliche Zustände in Deutschland. Berichte veröffentlicht vom Verein für Socialpolitik. Drei Bände. Schriften des Vereins für Socialpolitik 22, 23, 24, Leipzig 1883. Nachdruck 1988
Sabine Gertrud Cremer, Nicolaus Christian Hohe (1798-1868). Universitätszeichenlehrer in Bonn. Münster 2001
Thomas Gerst, „Da schleicht Erinnerung heimlich sich zu Dir...“ Zur Sozialgeschichte Lindlars im 19. Jahrhundert. Lindlar 1990
Geschichtlicher Atlas der Rheinlande, Beiheft IV/4.1 – IV/4.3: Bodennutzung um 1820 und 1980 von Ursula Busch, Christa Erschens-Kroll, Volker Henn, Günter Löffler. Köln 1985
Geschichtlicher Atlas der Rheinlande, Beiheft VII/4: Ländliche Bodenordnung 1821 bis 1990 von Erich Weiß. Köln 1992
Klaus Goebel (Hg.), Oberbergische Geschichte, Bd. 2: Vom Westfälischen Frieden zum Ende der Monarchie. Gert Fischer, Dieter Lück, Volkmar Wittmütz. Gummersbach 1998
Friedrich Halm, Statistik des Regierungsbezirks Cöln. Cöln 1865
Helmut Hahn / Wolfgang Zorn (Hg.), Historische Wirtschaftskarte der Rheinlande um 1820. Arbeiten zur rheinischen Landeskunde, Heft 37. Bonn 1973
Karl Hermes / Heinrich Müller-Miny u.a. (Hg.), Der Rheinisch-Bergische Kreis. Die Landkreise in Nordrhein-Westfalen, Reihe A, Band 8. Bonn 1974
August Horn, Das Siegthal von der Mündung des Flusses bis zur Quelle in seinen historischen und socialen Beziehungen. Zugleich als Führer für Siegreisende. Bonn 1854
Gerhard Huck / Jürgen Reulecke (Hg.), „...und reges Leben ist überall sichtbar!“ Reisen im Bergischen Land um 1800. Neustadt/Aisch 1978
Otto Kaufmann, Aus den Kreisbeschreibungen der Kreise Waldbröl und Gummersbach vom Jahre 1826. Sechs Folgen in der Gummersbacher Kreisrundschau 1967

Otto Kaufmann, Die Oberbergische Landwirtschaft im 18. und 19. Jahrhundert, in: Romerike Berge, Heft 3, 1957/58
Hermann Kellenbenz, Die Wirtschaft im Regierungsbezirk Köln 1816-1945, in: Bezirksregierung Köln (Hg.), 150 Jahre Regierungsbezirk Köln. Berlin/Köln 1966, S. 321-340
Heinrich Linn (Hg.), Die medizinische Topographie von Dr. Anton Lohmann. Quellen zur Geschichte des Rhein-Sieg-Kreises, Band 14. Siegburg 1997
Beate-Carola Padberg, Die Wirtschaftsgeschichte des Oberbergischen Kreises. Köln 2000
Friedrich von Restorff, Topographisch-Statistische Beschreibung der königlich preußischen Rheinprovinzen. Düsseldorf / Berlin / Stettin 1828/1830
Jürgen Reulecke / Burkhard Dietz (Hg.), Mit Kutsche, Dampfroß, Schwebebahn. Reisen im Bergischen Land II (1750-1910). Neustadt/Aisch 1984
Hermann Ringel, Bergische Wirtschaft zwischen 1790 und 1860. Probleme der Anpassung und Eingliederung einer frühindustriellen Landschaft. Neustadt/Aisch 1966
Wolfgang Schwarze, 5 erlesene Stiche aus dem alten Wuppertal, gezeichnet von Johann Heinrich und Johann Ludwig Bleuler. Wuppertal-Barmen 1970
Johann Nepomuk von Schwerz, Beschreibung der Landwirtschaft in Rheinpreußen. Faksimiledruck nach der Ausgabe 1836. Bonn o.J. (um 1983)
Moritz Spilker, Die wirtschaftliche Entwicklung des Kreises Wipperfürth im Zeitalter der Industrialisierung von 1830 – 1914, in: F. Berger/B. Dietz/K.M. Hofmann (Hg.), Neues Bergisches Jahrbuch 83/84: Das Bergische Land in Gegenwart und Geschichte. Marburg 1983
Franz Steinbach, Beiträge zur Bergischen Agrargeschichte. Vererbung und Mobilisierung des ländlichen Grundbesitzes im bergischen Hügelland. Bonn/Leipzig 1922
Franz Steinbach, Die Veränderungen der Agrarverhältnisse im 18. Jahrhundert unter der Fremdherrschaft und im 19. Jahrhundert, in: Aloys Schulte (Hg.), Tausend Jahre deutscher Geschichte und deutscher Kultur am Rhein. Zur Erinnerung an die Jahrtausendausstellung in Köln 1925. Düsseldorf 1925, S. 454-463
Ralf Stremmel (Hg.), Alltag im Kreis Solingen 1823. Dr. J.W. Spiritus und seine medizinische Topographie. Solingen 1991
Edmund Strutz, Bergische Wirtschaftsgeschichte, in: Justus Hashagen u. a.: Bergische Geschichte, Remscheid-Lennep 1958, S. 297-446
Willy Wygodzinski, Die rheinische Landwirtschaft, in: Joseph Hansen (Hg.), Die Rheinprovinz 1815 – 1915. Hundert Jahre politische Herrschaft am Rhein. Erster Band. Bonn 1917, S. 250 – 300

Dröppelmina und Koffedrenken

Eine kleine Entstehungsgeschichte der beliebten Dröppelmina

von Dr. Ernst Zinn

Der Zinn-Experte Hanns Ulrich Haedeke schreibt 1963: „Während um die Mitte des 18. Jahrhunderts die Produktion der Kölner Zingießer mehr und mehr abnahm, ebenso wie in den benachbarten Städten Düsseldorf, Aachen, Neuss, Gladbach, deren Formgeist im wesentlichen dem Kölns entsprach, hielt das Bergische Land an diesem Werkstoff weiterhin treu fest. Ein Gerät wurde beson-

ders häufig hergestellt und in entsprechend zahlreichen Varianten ausgebildet: die sogenannte „Dröppelminna“. Die Produktion dieser Kranenkanne ließ also die handwerkliche Kunst der Zingießerei im Bergischen Land länger überleben als in anderen Gebieten unserer Region.

Eine Kranenkanne ist die Dröppelmina allemal. Wir befassen uns also mit ihrer im niederländischen und niederrheinischen Raum entstandenen besonderen Ausformung, die im Bergischen Land ihren „Kosenamen“ erhalten hat. Dabei verwenden wir auch die im Bergischen Land gebräuchliche eher mundartliche Schreibweise mit einem „n“, während in der überregionalen Fachliteratur auch die „Dröppelminna“ mit zwei „nn“ geschrieben vorkommt (wie bei Haedecke). Fast ein wenig witzig erscheint, dass die ursprünglich holländische einhenkelige Kranenkanne auch „Luis'chen“ genannt wurde.

Die birnenförmige Dröppelmina hat ihre Form bereits im 18. Jahrhundert erhalten und ziert bis heute die beliebte traditionelle Bergische Kaffeetafel. Man spricht vom „Koffedrenken mit allem dröm und dran“. Die Bergische Kaffeetafel hat heute im Niederbergischen Heimatmuseum Wülfrath eine beliebte „Pflegetätte“, mit der Möglichkeit, wie in alten Zeiten biedermeierlich zu genießen,



Zweihenkelige Dröppelmina, Bergisches Land

keineswegs nur museal zu betrachten. Alte bäuerliche und handwerkliche Lebenskultur in die heutige Zeit erlebbar zu übertragen, gehört auch zu den vorrangigen Aufgaben des Bergischen Freilichtmuseums. So ist auch in unserer Museumsgaststätte das zünftige „Bergische Koffedrenken“ Bestandteil der Gastlichkeit geworden.

Wenn auch heute alte Zinn-Gefäße wegen des nicht immer deutlich zu definierenden Bleigehalts aus Vorsicht nur als Zierde genutzt werden können, so helfen sie doch durch ihren erhaltenen Glanz, ihr Zeugnis und oft auch durch ihre über Jahrhunderte entstandene Patina das Fluidum vergangener Zeiten zu beleben und Erinnerungen aufzufrischen. In Verbindung mit der Nahrungsaufnahme ist jedoch darauf zu achten, dass nur reines Zinn, das heißt Zinn in unschädlichen Legierungen, auf den Tisch kommt.

Der im Bergischen Land verbreitete Name Dröppelmina mag auf amüsierte Erregungen über Fehlfunktionen durch mit Kaffeesatz verstopfte Hähnen zurückgehen, die es nach Überlieferungen mit trickreichen Versuchen wie schütteln, pusten, bis hin zum Durchstich mit einer Haarnadel, zu reinigen galt. Diese und andere derbe Methoden werden von Angelika Hajesch und Carola Wolf in deren Büchlein über die Bergische Kaffeetafel beschrieben. Der Name steht also für eine liebevolle Akzeptanz einer kleinen Schwäche, die zur gemütlichen Kaffeetafel im Geiste des Biedermeier gehört. Schließlich machte ein Leinenbeutelchen als Vorgänger des Filterpapiers diesem kleinen Übel ein Ende. So konnte der kostbare Kaffee ungehindert in die Mokka- oder Kaffeetassen rinnen. Es wird aber nicht nur Mokka

oder Kaffee gewesen sein, was die Hausfrau an der Kaffeetafel feil bot. Es ist nicht auszuschließen, dass anstelle der exotischen Bohnen unter bergischen Dächern in der Zeit auch der sonst übliche Malzkaffee als Kaffeesatz verwendet worden ist.

Sprechen wir nicht nur über den Namen, sondern über den Ursprung dieser besonderen Kranenkanne, so muss weiter ausgeholt werden, denn bereits um die Mitte des 18. Jahrhunderts verbreitete sich die Kranenkanne für Kaffee oder Tee im Kölner Fürstbistum ebenso wie in den Territorien der ehemals unter Herzog Wilhelm V. vereinigten Herzogtümer Jülich, Kleve, Berg, Geldern und der Grafschaften Mark und Ravensberg, ausgehend von den Niederlanden. Ja, man



Silberne Kranenkanne, Amsterdam 1756



Urnenförmige Kranenkanne mit Blumendekor und Stövchen. Ende 18. Jh.

könnte glauben, dass eine 1722 in Dresden in reicher und lebendiger barocker Formenvielfalt hergestellte birnenförmige vergoldete Kranenkanne stilistisch und formal bereits die Endphase dieser Gattung erreicht hatte, doch danach entstand in Amsterdam Mitte des 18. Jahrhunderts die eigentliche Vorgängerform der Dröppelmina mit dem birnenartigen, glatt geformten Behälter und glockenförmigen Deckel in Silber. Der Behälter steht auf drei geschwungenen Füßchen, die, um Kratzer auf dem Tisch oder auch das Einhacken auf der Tischdecke zu vermeiden, am

unteren Ende mit jeweils einer kleinen hölzernen Kugel versehen waren. Auch wurde das oft verwendete Stövchen nach den drei Füßchen geformt. Im ausgehenden Barockzeitalter wurde diese Form in den Niederlanden bereits mit Landschafts- und Blumendekormalerei verziert. Im späteren 18. Jahrhundert entstanden nach Dubbe (a.a.O.) in Holland und am Niederrhein bereits die urnenförmigen Kranenkanne, die ebenfalls zum Teil bemalt wurden. Geblieben ist der schlichte barocke birnenförmige Behälter, wie wir ihn heute noch in der Herstellung und im Zinn-Geräte-Handel als Nachbildung, zum Beispiel bei den Breidenbachs in Dabringhausen finden. Wer Glück hat, wird noch hier und da ein Original aus dem 19. oder sogar aus dem 18. Jahrhundert erwerben, jedoch kann auch eine qualitätvolle Kopie zum häuslichen Blickfang werden. Diese hat zwar nicht den Zeugniswert einer wirklich historischen Sache, erinnert aber auch als Kopie an vielleicht schon vergangene bergische Gemütlichkeit.

Eines dürfte feststehen: Kaffee und Tee waren im Bergischen Land mit Sicherheit früher bekannt als die Dröppelmina. Da diese Getränke als teure Genussmittel im 18. Jahrhundert nur einer herrschaftlichen Oberschicht zugänglich waren, sind auch die ältesten Kranenkännchen für Kaffee und Tee in den Schlössern und Residenzen des 18. Jahrhunderts angesiedelt und in schmucken Barockformen gestaltet worden. Wir finden sie im rheinischen Raum wie in Sachsen, in Bayern, auf den britischen Inseln und bei uns ganz besonders in den durch die Kolonisation begüterten Niederlanden. Dort gab es Kaffee und Tee wie auch Reis und Gewürze. Um den Genuss und die Dekorgelüste der

Barockzeit zu befriedigen, ließen niederländische Manufakturen Ende des 17. Jahrhunderts sogar asiatisches Porzellan für Kranenkannen in Japan herstellen, versahen diese aber mit den eigenen Messingmonturen.

Über den „Stammbaum“ der Dröppelmina ist viel nachgedacht worden. Die „Dröppelmina-Übersicht“ nach Egon Viebahn (Tabelle) verdeutlicht die Entstehungsgeschichte im Bergischen Land. Der russische Samowar - eine Teemaschine aus Kupfer oder Messing - kann nach Viebahn als „Selbstkocher“ jedoch nur bei oberflächlicher Betrachtung mit dem Ursprung der Dröppelmina in Verbindung gebracht werden, wenn auch der Volkskundler Alfred Schubert 1938 in seinem Werk über alte Volkskunst am Niederrhein den Samowar mit der Dröppelmina in Verbindung zu bringen sucht.

Ein weiteres Vorbild drängt sich auf: Bereits im 16. Jahrhundert gab es bei den Zünften im deutschsprachigen Raum die „Schleifkannen“, die teilweise wegen ihres Gewichts mit Kränchen versehen waren und auf den großen Versammlungstischen zur Selbstbedienung hin und her „geschleift“ wurden. Im Dresdener Museum für Kunsthandwerk befindet sich als früher Beleg eine besonders schöne - als Humpen der Wollweberzunft bezeichnete - Kranenkanne aus dem Jahre 1549. Der Name Schleifkanne kann aber auch mit dem „Schleifen“ in den Zünften bei der Losprechung von den Lehrjahren in Verbindung gebracht werden. Die Zunftkannen waren allerdings nicht nur als Kranenkannen, sondern auch als Schenkkannen zu Beginn des 16. Jahrhunderts bereits weit verbreitet. Sie wurden in der Regel mit den ihrer Bestimmung gemäßen Emblemen und Symbolen

reich verziert. Wenn auch die Ausformung und der Gebrauch der Schleifkanne mit der dem Kaffeekult zuzuordnenden Dröppelmina nicht viel zu tun hat, so ist doch in ihr als Kranenkanne noch am ehesten eine ältere Vorgängerin zu sehen, deren Geschichte mit dem aufstrebenden Bürgertum und dem Anfang der Neuzeit in Verbindung zu bringen ist. Aber auch die schon erwähnten Kranenkännchen in Silber, Fayence, Porzellan oder gar vergoldet für den Kaffeegenuss hergestellt, waren auf dem Kontinent beim Adel der Barock- und Rokokozeit weit verbreitet und sind in Empireformen auch in englischen und französischen Museen zu finden. Die formale Vielfalt der birnen- und urnenförmigen aus Zinn hergestellten Kranenkannen für den Kaffee- und auch den Teeegenuss breiterer Bevölkerungsschichten entwickelte sich in den Niederlanden jedoch erst seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert.

Das von Egon Viebahn im Jahre 1971 veröffentlichte Werk über Bergisches Zinn stellt die Entwicklung unserer Bergischen Dröppelmina schwerpunktartig heraus, obwohl es darüber hinaus im Bergischen Land eine vielfältige Palette von Gebrauchszinn gab, das in diesem Werk nur beiläufig aufgeführt ist. Wie zu der Zeit überall im deutschsprachigen Raum und weit darüber hinaus, wurden seit Jahrhunderten Kaffee- und Teekannen, Zuckerdosen, Milchkännchen, Terrinen, Schüsseln, Teller, Streu- und Senfgefäße, Platten, Teller, Messer, Gabeln, Löffel, Krüge, Öllampen, Dosen, Wärmflaschen, auch Branntweinschalen und vieles mehr aus dem verhalten silbern glänzenden Metall Zinn hergestellt. Es war das „Silber des kleinen Mannes“, während der gehobene Adel Gold und Silber für adäquat hielt.



Klassizistische Bogenkanne

Ausführliche und gründliche Bearbeitungen über die von Zinngießern hergestellte Dröppelmina zeigen, dass, wo immer ihre Wurzeln zu finden sind, ihr Kosename und ihre besondere Beliebtheit und Entfaltung im Bergischen Land zu Hause sind. 1791 tauchten bei dem Elberfelder Zinngießer Johann Peter Arrenberg I noch die Begriffe „holländesch Kaffe Kan“ oder „Kaffeekannen holländisch Facon“ auf. Das weist eindeutig auf den holländischen Ursprung der formalen Prägung hin. Die erste urkundliche Erwähnung der Benennung Dröppelmina erfolgte nach Viebahn hingegen im Bergischen Land und zwar im September 1821. Damals machte sich der Zinngießer Johann Peter Arrenberg II in

Elberfeld selbstständig, fertigte seine Gießformen an und vermerkte in seinen Aufzeichnungen auch die Form für eine „Urnendröppelmina“. Es liegt aber auf der Hand, dass der Begriff nicht von einem Zinngießer erfunden wurde, vielmehr seinen Ursprung im bergischen Sprachgebrauch hat und bereits früher entstanden sein wird, also vor circa 200 Jahren.

Damit ist aber auch neben der dem Barock entlehnten Birnenform die dem Empire zuzuordnende klassizistische Variante als neuzeitliche urnenförmige Dröppelmina im Bergischen Land entwickelt und eingeführt worden. In napoleonischer Zeit und dem darauf folgenden Einzug preußischer Lebensart, Kunst und Kultur ging die barocke birnenförmige Variante nicht unter, wie gesagt, sie ist bis heute beliebt. Es waren aber nicht nur Johann Peter Arrenberg II und andere bergische Zinngießer, die sich klassizistischer Strenge und Schönheit zuwandten. Bereits vor 1800 wurden in England, Frankreich, Dänemark wie auch im süddeutschen Raum (z. B. Regensburg) urnenförmige Kranenkanen in klassizistischen Formen hergestellt, die vom Empire über den Klassizismus, die Biedermeierzeit bis hin zum Jugendstil in vielfältigen antikisierenden Formen zu finden sind. Die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstandenen einfüßigen bergischen Urnendröppelminas gleichen in ihrer Einfachheit eher griechischen Vasen. Sie stehen auf runden, vereinzelt auch auf viereckigen Sockeln. Nach den seitlich angeordneten Ringhaltern in Form von Adlerköpfen oder Schwanenhälsen werden sie als Adler-, Schwanenhals- bzw. in der abgebildeten Form als Bogenkanen benannt, als Eichelkanen nach der Verzierung am Deckelgriff, um bei der

Vielfalt der Ausformungen nur die bekanntesten zu nennen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kamen die Bezeichnungen Königskannen, Kaiserkannen und zahlreiche Sonderformen hinzu.

Die Zinngießer-Betriebe Seel, Schatz, Arrenberg, Lukas, Angersbach aus Elberfeld oder z. B. Gösler aus Barmen und Angersbach aus Lennep / Düsseldorf richteten sich im beginnenden 19. Jahrhundert bei der birnenförmigen Kanne lange Zeit - wenn auch in zahlreichen Variationen bei den Henkeln, Deckeln, Füßchen und Kränchen - nach der oben beschriebenen Grundform. Die Blüte der bergischen Zinngießerei hält im 19. Jahrhundert an und geht in besonderem Maße mit der Verbreitung und Beliebtheit der Dröppelmina einher. Es gab 1865 allein im Mittel- und Niederbergischen einschließlich Schwelm, jedoch ohne Düsseldorf, nach Viebahn noch 17 selbständige „Zinngießer und Komposi-

tionsfabrikanten“. Diese deckten nicht nur den regional aufkommenden Bedarf, sondern stellten ihre Artikel auch für weit reichende überregionale Nachfragen her.

Verwendete Literatur:

Viebahn, Egon: Bergisches Zinn, Wuppertal-Barmen 1972 / 1978

Hajesch, Angelika / Wolf, Carola : Die Bergische Kaffeetafel, Wiehl, 1992 / 2000, ISBN 3-88265-172-5

Haedeker, Hanns-Ulrich: Zinn, Braunschweig 1963

ders.: Zinn sammeln, München 1980,

ISBN 3-87876-325-5

ders.: Altes Zinn, INSEL VERLAG, 1964

Berger, Wolf Lothar: Zinn, Herrsching/Ammersee,

ISBN 3-8075-1045-1

Scott, Jack L.: Pewter Wares from Sheffield,

Antiquary Press, Baltimore, 1980,

ISBN 0-937864-00-5

Aichele, Frieder, in: Battenberg Antiquitäten-Kataloge,

Zinn, München 1977, ISBN 3-87045-131-9

Pieper-Lippe: Zinn im südlichen Westfalen, Münster

1974, ISBN 3-402-05971-1

Dubbe, B.: Tin en tinnegeters in Nederland,

Lochem 1965 / 1978, ISBN 90-6087-208-8














Mory, Ludwig: Schönes Zinn, München 1961 / 1964

Nadolski, Dieter: Altes Gebrauchszinn, Leipzig

1983, ISBN 3-570-03794-0

Auch bei der Kaffeeausstellung in der Scheune Denklingen bildeten die Dröppelminas einen besonderen Blickfang. (Foto: St. Arendt, Medienzentrum Rheinland)



Dröppelmina-Übersicht				
Altersbestimmung ¹⁾	Gebrauchliche Bezeichnung mit markantem Beispiel	Sammelbezeichnungen		Im allgemeinen verbreiteter Stil
		gebräuchliche	weniger gebräuchliche	
Form 2. Viertel 18. Jahrhundert	 Stufenbarockkanne oder frühe Lucas-Kanne	Barockkannen	dreibeinige Kannen	Barock
Form 3. Viertel 18. Jahrhundert	 einhenkelige Barockkanne  zweihenkelige Barockkanne		dreibeinige Kannen — Birnenform-Kannen — holländisches Fusson — Luis'chen	(Barock) — Rokoko
Form 1. Viertel 19. Jahrhundert	 Adlerkanne  Eichelkanne	Urnenkannen — Empirekannen	einfüßige Kannen — Vasenkannen — Ringelkannen — Breitkannen — Bergische Kaffee-kannen	(Louis-seize) — Empire ↓ Biedermeier
Form um 1820	 Bogenkanne			Empire ↓ Biedermeier
Form 1820/30	 Adlerkanne mit Muschel			
Form 2. Viertel 19. Jahrhundert	 Schwanenhalskanne			
Form um 1830	 glatte Bandkanne  Bandkanne mit Pfeifen (Melonenkanne)	Bandkannen	Bauchbandkannen	Biedermeier
Form 1860/75	 Königskanne  Kaiserkanne ²⁾	—	—	—
Form um 1900	 Halskanne ²⁾	—	—	Jugendstil

¹⁾ Bei bergischen Dröppelminas ist stets das Wort Form vor die Altersbestimmung zu setzen, da die wahre Entstehungszeit wesentlich später liegen kann!

²⁾ Die Kanne wurde nicht im Bergischen hergestellt; sie wird jedoch zu den bergischen Dröppelminas gerechnet.

Übersicht aus Egon Viebahn, *Bergisches Zinn, Wuppertal 1978, S. 119*

Alte Obstsorten im Bergischen Land

Schatzsuche nach kulturhistorischen Geschmacksraritäten

von Olaf Schriever

Das Bergische Land wird auch heute noch von alten Obstwiesen geprägt. Wer mit offenen Augen durch das Land geht, kann sich zu jeder Jahreszeit an diesem einzigartigen Kulturgut erfreuen. Dabei fallen vor allem die riesigen alten Bäume, die zum Teil noch aus dem Kaiserreich stammen, ins Auge.

Um alte Raritäten zu finden, bin ich im Herbst immer auf der Suche nach unbekannteren Sorten, die wieder entdeckt werden müssen. Hierbei ist den Eigentümern oft nicht bewusst, welche kulturhistorische Schätze sie auf der alten Obstwiese besitzen, an denen sich jedes Jahr eine neue Generation Rindviecher den Rücken kratzt.

Geschmacklich sind diese Sorten mit dem heutigen Einerlei aus dem Supermarkt nicht zu vergleichen. Mit den altbewährten Bergischen Sorten kann man den eigenen Gaumen mit erstaunlichsten Geschmacksnoten ein ganzes Jahr verwöhnen.



Steinobst

Mitte Juni beginnen die ersten Süßkirschen zu reifen. Bei den Kirschen ist das Wissen über alte Regionalsorten im Bergischen so gut wie verschollen, da die Süßkirsche meist nur zur Selbstversorgung genutzt wurde. Eine der wenigen bekannten Sorten ist die Frühe Maikirsche, deren Früchte Mitte Juni reifen. Andere Sorten aus der Gruppe der Herzkirschen folgen bis Anfang Juli. Bekannte weitere Sorten sind Büttners Rote Knorpelkirsche, Hedelfinger, Große Schwarze Knorpelkirsche, Napoleons-Kirsche und andere in Deutschland verbreitete Sorten.

Zum Steinobst sind im Bergischen weiter die Pflaumen, Zwetschen, Reneclauden und Mirabellen zu zählen. Von der Individuenzahl ist hier die Hauszwetsche dominierend. Diese seit ca. 2000 Jahren bekannte Sorte ist die große Ausnahme unter den Obstgehölzen, da sie nicht veredelt werden muss, sondern auch als Wurzelschössling gepflanzt werden kann. Daher ist die Hauszwetsche auch auf vielen Bergischen Obstwiesen vorhanden. Daneben sind nur vereinzelt weitere Sorten, wie The Czar, Wangenheims Frühzwetsche oder Bühlers Frühzwetsche bekannt. Die echten Pflaumen sind allgemein nur selten zu finden, da die Zwetschen für alle Verwendungsarten

Eine der wenigen bekannten Süßkirschen-Sorten ist diese Napoleon-Kirsche im „Kirschendorf“ Waldbröl-Wilkenroth.

von Frischverzehr über Kuchen bis Einkochen und Pflaumenmus genommen werden können, während die echten Pflaumen nur zum Frischverzehr geeignet sind.

Ein besonders gutes Aroma bietet auch die Nancy Mirabelle, die früher auf keiner Obstwiese fehlte. Sie kann sowohl roh gegessen als auch für den Winter eingekocht werden.



Früchte der Hauszwetsche.

Kernobst

Zum Kernobst zählen wir Äpfel und Birnen. Bei diesen Früchten ist die Sortenkenntnis der Besitzer - oft durch die bessere Lagerfähigkeit bedingt - besser als beim Steinobst.

Birnen

Die vor 100 bis 150 Jahren noch häufiger vorhandenen Krautbirnen sind heute nur noch selten zu finden, da ihre Verwertung in der Krautpatsche Anfang des 20. Jahrhunderts endete. Durch das hohe Lebensalter von bis zu 300 Jahren sind aber immer noch einzelne Bäume anzutreffen. Diese wurden oft mit besseren Tafelbirnen „umgepostet“ (umveredelt). So gibt es bei Marienbergshausen noch Käuertchesbirnen (Käuertches = Eichhörchen), die mit der Guten Luise umveredelt sind.

Auch sind hier und da noch die Mottenbirnen zu finden. Bislang konnten die Gelbe Mottenbirne, Wintermottenbirne und die Kaisermottenbirne wieder entdeckt werden. Diese im Bergischen ehemals verbreiteten Sorten konnte ich im Lindlarer und Hückeswagener Raum finden.



Auffälliges Fruchtfleisch der Blutbirne.

Eine weitere Besonderheit ist auch die Blutbirne. Diese fällt durch das meist vollständig blutrote Fruchtfleisch auf und wird als Kochbirne verwertet.

Birne aus der Römerzeit?

Letztes Jahr konnte eine (höchstwahrscheinlich) historische Sorte wieder entdeckt werden. Es stehen zwar noch einzelne Vergleichsuntersuchungen in den nächsten Jahren aus, aber es könnte sich bei dem Fund um die „Winter Gute Christenbirne“ handeln, die ich direkt an zwei Bäumen in Lindlar und Hückeswagen gefunden habe. Es wäre eine der ältesten Birnensorten, die schon zu Römerzeiten existiert haben soll.

Bestimmt wurde sie von Hans-Joachim Bannier aus Bielefeld vom Pomologen-Verein (www.pomologen-verein.de), der noch einen weiteren Baum in NRW kennt und in alter Literatur auf die Sorte aufmerksam wurde. Geschmacklich ist diese Sorte eher zum



Markanter Altbaum der Blutbirne in Hückeswagen-Funkenhausen.

Einmachen, aber durchaus - wenn es sonst keine eigenen Lager-Birnen mehr gibt - im Winter auch zum Rohessen geeignet. Die Sorte wird wegen ihrer späten Pflückreife Anfang November auch Martinsbirne genannt. Ein Besitzer berichtete mir, dass Rehe häufig an dem Fallobst gefressen haben, das bis in den Februar unter den Bäumen erhalten bleibt.



Früchte der „historischen Sorte“ „Winter Gute Christenbirne“.

Äpfel

Auch bei den Apfelsorten gibt es noch einiges zu entdecken. Man findet immer wieder Sorten, die selbst von den Spezialisten des Pomologen-Vereins (noch) nicht zugeordnet werden können. So gibt es bei der nur im südlichen Oberbergischen verbreiteten Sorte Paafenapfel sogar ein Rezept. Hierbei werden die recht kleinen Früchte - mit Stiel, Schale und Kerngehäuse - mit Butter und Zucker in der Pfanne geschmort und dann am Stiel verspeist.

Daneben gibt es häufigere Lokalsorten wie Bäumchens-/Böhmchens- und Doppelter Bäumchensapfel, das Rheinische Seiden-



Rheinisches Seidenhemdchen.

hemdchen, Tulpenapfel und die (Bergische? - es ist unklar ob es sich um eine eigene Sorte handelt) Schafsnase, die auch Schlotterapfel genannt wird. Vor allem bei älteren Oberbergerinnen ist sie bekannt. Da es eine der wenigen Sorten ist, die mir nicht so gut schmecken, bin ich immer wieder überrascht, mit welcher Freude und Wonne die Schafsnase von den „älteren“ Damen verspeist wird und die eine oder andere sich nach einer zusätzlichen Frucht für Zuhause erkundigt. Diese gebe ich auch gerne, da ihre Lagerfähigkeit maximal bis Dezember reicht.

Eine auffällig rot gefärbte schmackhafte Herbstsorte (Genussreife von September bis Dezember) mit dem Arbeitstitel „Roter Oktober“, ist in Nümbrecht auf zwei Bäumen aufgefunden worden. Sie konnte bislang noch nicht bestimmt werden.

Weitere typische Herbstsorten sind der Prinzenapfel und der Doppelte Prinzenapfel. Diese hoch gebauten Äpfel haben ihre Heimat vor allem in Norddeutschland. Aber auch bei unserem regenreichen Klima in kühleren Höhenlagen (einen Baum fand ich am Unnenberg, ca. 500 m ü. N.N.) sind die Sorten gut geeignet. Der Geschmack ist einzigartig und kaum zu beschreiben: probieren geht über studieren.

Die Biesterfelder Renette (auch eine Herbstsorte), die mir in Odenthal als unbekannte aromatische Sorte gezeigt wurde, gehört zu den geschmacklich besten Sorten, bei der auch der Baum sehr gesund wächst.

Auch überregional verbreitete Sorten sind hier namentlich noch bekannt. So findet man als eine der häufigsten Sorten den Luxemburger Triumph, der im Bergischen nur als Doppelter Luxemburger bekannt ist. Seine Bekanntheit ist gut mit seiner - fürs Bergische besonders wichtig - hohen Robustheit und seinem süß-säuerlichen und im Herbst supersaftigen Geschmack zu begründen. Auch dessen Muttersorte, die (Alte) Luxemburger Renette, kommt vereinzelt noch vor, ist kleiner und länger lagerfähig (bis März/April).

Die „Von Zuccalmaglios Renette“ ist eine weitere deutschlandweit verbreitete Sorte, mit hervorragend aromatischen, bis Januar genießbaren, kleinen Früchten. Sie wurde 1878 gezüchtet und nach Justizrat Vincenz Jakob von Zuccalmaglio benannt. Bei uns ist sie durch den in Waldbröl geborenen Dichter Anton Wilhelm von Zuccalmaglio,



Rote Sternrenetten bilden hochgewachsene Bäume.

dem Bruder des Justizrates, (u. a. Volkslied: „Kein schöner Land“ und „Die Blümelein, sie schlafen“) bekannt.

Eine säuerlich-aromatische Herbstsorte ist die Rote Sternrenette. Sie ist bis Dezember genussreif und wurde früher als typischer Weihnachtsapfel gehandelt. Das Fleisch ist teilweise rot marmoriert und auf der dunkelroten Schale sind sternförmige Rostfiguren (Lentizellen) abgezeichnet.

Bekannt sind auch noch großfrüchtige Sorten wie die Backäpfel Jakob Lebel, Riesenboiken und Grahams Jubiläumsapfel. Beim Backen bleiben die Stücke hell und fest, was ehemals Vorrassetzung für einen guten Tortenapfel war.



Parkers Pepping (Rabaue).

Die am häufigsten genannte alte Apfelsorte, der Boskoop, ist eher ein fauler Träger, der seine aromareichen Früchte nur bei günstigem Blühwetter (wie im April 2007), dann jedoch Zentnerweise trägt. Er wächst insgesamt sehr stark und ist daher auch als Altbaum häufig zu entdecken.

Als richtige Wintersorten (bis April lagerfähig) sind Parkers Pepping (im Bergischen nur Rabaue genannt), Weißer Winterglockenapfel, Fießers Erstling (Weinapfel genannt) und die Lokalsorte Rheinisches Seidenhemdchen zu nennen. Noch länger lagerfähig sind der Rheinische Bohnapfel (bis Mai), Ontario (bis Juni) und der Rote Eiserapfel, der sogar bis in den Herbst des folgenden Jahres gelagert werden kann.



Guter Lagerapfel: Der Weiße Winterglockenapfel ist auch noch zur Blüte der Osterglocken schmackhaft.

So schließt sich der Jahreskreis und das neue Apfeljahr beginnt mit den Sommersorten Weißer Klarapfel (auch Frühapfel/Juliapfel genannt im Juli/August) und Charlamowski (auch Augustapfel genannt).

Diese fruchtige Fülle des Obstjahres wird im Bergischen Freilichtmuseum Lindlar in den Streuobstwiesen und als Straßenbäume entlang der Wege, als wertvolles Kulturgut erhalten. So kann man auf dem Obstwiesentag und bei den verschiedenen Seminaren im Freilichtmuseum zum Obstbaumschnitt, zur Verarbeitung und Verkostung der Sorten und Arten, die Vielfalt probieren und kennen lernen.



Apfelsortenausstellung alter Bergischer Apfelsorten.

Olaf Schriever
Am Heidchen 7
51588 Nümbrecht
Email: olaf.schriever@worldonline.de

Die Entwicklung von Milchverarbeitung und Milchhandel am Beispiel Gummersbachs

von Barbara Reitinger

Das „moderne Milchzeitalter“

Während der letzten Monate ging ein Aufschrei durch die Medien: Die Milch wird teurer! Der Preisanstieg bei Milchprodukten betrug während des letzten Jahres in Deutschland zwischen 11% für Joghurt und 56% für Butter. Diese Entwicklung resultiert aus einer gestiegenen Nachfrage nach Milch auf dem Weltmarkt, die wohl zu einem dauerhaft höheren Preisniveau führen wird. Das ist angesichts der vergleichsweise niedrigen Lebensmittelkosten in Deutschland nicht dramatisch. Bemerkenswert ist es allerdings schon. Schließlich hatten sich die deutschen Verbraucher seit Jahren an stabile oder gar sinkende Milchpreise und Begriffe

wie „Milchsee“ oder „Butterberg“ gewöhnt. Bei diesen Debatten ist wohl nur wenigen bewusst, dass Milch erst seit gut hundert Jahren so selbstverständlich zur Ernährung aller Bevölkerungsschichten gehört. Erst seit dem Anbruch des „modernen Milchzeitalters“ in den 1870er Jahren wurde Milch binnen weniger Jahrzehnte zu einem Getränk für jedermann.

Die traditionelle Milchverarbeitung

Selbstverständlich wurde auch schon vorher Milch produziert und verarbeitet. Allerdings war das Rindvieh bis weit ins 19. Jahrhundert in erster Linie Lasttier und Lieferant für Dünger und Fleisch. Die Milchleistung der

Rotes Höhenvieh auf der Weide im Museumsgelände.



Kühe war in der Regel außerordentlich niedrig. Das war auch im Bergischen Land nicht anders, wo vorwiegend die Rasse „Rotes Höhenvieh“ gehalten wurde. Milch wurde weniger als Trinkmilch verwendet, sondern vorrangig zu Butter verarbeitet. Dazu musste die frisch gemolkene Milch in irdenen Schüsseln stehen bleiben, bis sich der Rahm abgesetzt hatte. Weil dieser Prozess mehrere Tage lang dauerte, konnte die Milch - je nach Wetterlage - inzwischen sauer werden. Wenn sich genügend Rahm angesammelt hatte, wurde er im Butterfass zu Butter geschlagen. Mit der Magermilch, die übrig blieb, versorgte man den eigenen Haushalt und die Kälber, aus dem Rest wurde Frischkäse hergestellt. Die anfallende Buttermilch wurde an die Schweine verfüttert oder fand im Haushalt pur und als Quark Verwendung. Der Verkauf von Frischmilch spielte keine große Rolle. Allenfalls erwirtschafteten die Bäuerinnen etwas Kleingeld, den „Milchpfennig“, wenn sie in kleinen Mengen Milch an die Nachbarschaft verkauften. Im Gegensatz dazu stellte der Butterverkauf eine wichtige Einnahmequelle für die Bauern dar. Die Butter wurde von Händlern mit großen Kiepen auf dem Rücken allwöchentlich abgeholt und an Kundschaft in den Städten verkauft.

Der Beginn der rationellen Milchwirtschaft

Durch wesentliche Veränderungen in der Landwirtschaft kam es während des 19. Jahrhunderts zu deutlichen Ertragssteigerungen: Anbaumethoden wurden verbessert, Dünger gezielt eingesetzt, wissenschaftliche Erkenntnisse und neue Techniken verbreiteten sich. Ab ca. 1850 setzte auch eine Intensivierung und Rationalisierung der Rindviehhaltung ein. Durch die Zucht leistungsfähigerer

Rinderrassen und die Verbesserung der Winterfütterung konnte der Milchertrag deutlich gesteigert werden. Dennoch lag die durchschnittliche Jahresleistung einer Kuh im Deutschen Reich noch durchwegs unter 2000 kg. Zum Vergleich: 1951 gab eine bundesdeutsche Kuh durchschnittlich 2600 kg Milch, 1994 5280 kg und 2003 sogar 6500 kg.

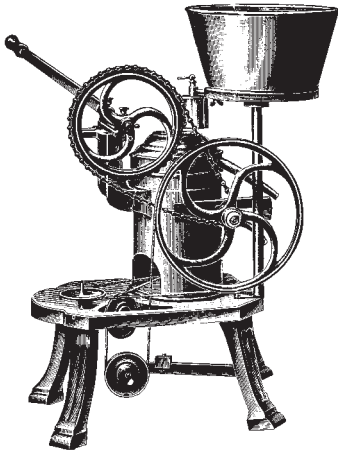
Zur gleichen Zeit wuchs die Bevölkerung in den Städten stark an. Der Anteil der Großstadtbewohner im Deutschen Reich stieg zwischen 1871 und 1910 von 4,8% auf 21,3%. Immer mehr Menschen konnten sich also nicht selbst versorgen, sondern waren darauf angewiesen, Lebensmittel zu kaufen. Dementsprechend wuchs auch die Bedeutung des Milchhandels.

Der Milchkonsum war damals allerdings wesentlich niedriger als heute. Milch galt vor allem als Getränk für Kinder und Kranke. Besonders in niedrigen sozialen Schichten trank man eher (Ersatz-)Kaffee, Bier oder Wasser. Selbst in den vergleichsweise mustergültigen Militärverpflegungen 1870/71 war Milch überhaupt nicht enthalten. Auch in der Anstaltskost war sie nicht üblich.

Der Aufbruch ins „moderne Milchzeitalter“

Zwischen 1870 und 1880 brach in Deutschland das „moderne Milchzeitalter“ an. Binnen weniger Jahrzehnte schaffte die Frischmilch ihren Durchbruch zum modernen Massengeränk. Die Hauptgründe dafür lagen einerseits in einer revolutionären technischen Neuerung, der Zentrifuge, zum anderen in der Neuorganisation der Milchverarbeitung, die zunehmend von Molkereien übernommen wurde.

Während der 1870er Jahre kamen die ersten Zentrifugen oder Separatoren auf den Markt.



Zentrifuge (aus: 100 Jahre Miele im Spiegel der Zeit, 1999)

Sie ermöglichten es, mithilfe der Fliehkraft binnen kürzester Zeit kostengünstig und frisch größere Mengen Milch zu entrahmen. In der Folgezeit wurde zentrifugierte Milch zum Ausgangspunkt fast aller Molkereiprodukte. Diese Art der

Milchverarbeitung bot viele Vorteile: Fettgehalt und Säuregrad ließen sich nun genau regulieren, durch eine höhere Enthrahmschärfe konnte mehr Rahm gewonnen werden und aufgrund der schnellen Verarbeitung blieb die Magermilch frisch und konnte somit wesentlich besser weiter verwendet werden. Ab 1880 hielten erste kleine Handzentrifugen oder Milchschleudern auf einzelnen Höfen Einzug. Viele Bauern schafften sich jedoch keine eigenen Maschinen an, sondern schlossen sich zusammen, um ihr Milchaufkommen gemeinsam maschinell zu verarbeiten. So entstanden die Genossenschaftsmolkereien. Das Prinzip erwies sich als äußerst erfolgreich: Ab 1871 kam es im gesamten Deutschen Reich zu einer Welle von Molkereigründungen. Im Jahr 1900 gab es bereits 2905 Molkereien, 1920 waren es 3309, 1927 sogar 9304. Die erste Molkerei im Bergischen Land entstand 1890 in Wasserfuhr bei Wipperfürth.

Aus Butterhändlern werden Milchhändler

Durch die Gründung von Molkereien und die Milchverarbeitung mit Zentrifugen wurde Frischmilch zu einer wichtigen Handelsware. Es hatte zwar schon zuvor Butterhändler

gegeben, die in den Städten Butter und Eier verkauften. Butter war allerdings ein Luxusprodukt, das sich lange Zeit nur wenige leisten konnten. Im Gegensatz dazu stellte die Trinkmilch ein gesundes Nahrungsmittel für alle dar. So wuchs die Bedeutung des Milchkleinhandels, der sich zwischen die Bauern und die Verbraucher in den Städten schob und den entscheidenden Beitrag zum Erfolg der modernen Milchwirtschaft leistete. Mit einer Glocke machten die ambulanten Milchhändler auf sich aufmerksam, wenn sie mit ihren Hand-, Hunde- oder Pferdewägen voll Milchkanen durch die Straßen zogen. Viele machten sich auch die Mühe, ihre Milch „treppauf, treppab“ bis an die Haustüre der Kunden zu liefern. Die benötigte Menge Milch wurde in die Gefäße der Kunden umgefüllt. Als Messbecher dienten die Deckel der Milchkanen. Um Betrug auszuschließen, mussten diese jedes Jahr vom Eichamt überprüft werden. Jeden Tag, selbst an Sonn- und Feiertagen, wurde die Milch ausgeliefert, schließlich gab es noch keine Kühlschränke für die leicht verderbliche Ware. Nur zu hohen Festen nahmen sich die Milchhändler am 2. Feiertag frei. Manche



Die Brüder Berghaus und ihr Gehilfe ca. 1918. Walter (* 1802), musste in den Milchhandel seines Bruders Ernst eintreten, obwohl er lieber Elektriker geworden wäre. (Foto: privat)

Händler verkauften ihre Milch und Milchprodukte auch in festen kleinen Ladenlokalen. Obwohl der Milchverkauf streng kontrolliert wurde, kam es immer wieder zu Milchverfälschungen, besonders zum Verwässern der Milch, was aber meist nur schwer nachgewiesen werden konnte.

Für den Verkauf von Milchprodukten war eine behördliche Genehmigung nötig. Eine Reihe von Unterlagen im Gummersbacher Stadtarchiv gibt Auskunft über die Genehmigungspraxis in der Stadt. 1923 war die Zuständigkeit dafür vom Oberpräsidenten der Rheinprovinz auf den Regierungspräsidenten übergegangen. Voraussetzungen für den Erhalt der Ankaufserlaubnis waren die Zuverlässigkeit und Sachkundigkeit des Bewerbers, die eine ordnungsgemäße Behandlung, Verpackung und Aufbewahrung der Milchprodukte sicherstellen sollte. Außerdem musste eine hohe Verwaltungsgebühr entrichtet werden. Unberechtigten Händlern drohten hohe Geldbußen. Bei der Erteilung der Genehmigungen musste darauf geachtet werden, dass dadurch weder die Frischmilchlieferrung an Bedarfsgemeinden und Molkereien

beeinträchtigt, noch dass die Preisentwicklung bei Milch und Butter negativ beeinflusst wurde. Die Landräte wurden aufgefordert, die Höchstzahl an Milchhändlern in ihrem Gebiet festzulegen und nicht zu überschreiten. Der Bürgermeister von Gummersbach berichtete dem Regierungspräsidenten am 28.2.1924, dass im damaligen Landkreis Gummersbach 17 Butteraufkäufer tätig und dass keine weiteren Zulassungen vorgesehen seien. In den darauf folgenden Jahren wurden mehrere Anträge abgelehnt, weil die Bewerber z.B. als Wanderhändler oder Fabrikarbeiter bereits ein anderweitiges Auskommen hatten oder zu befürchten war, dass sie die Gebühren für die Erlaubnis nicht aufbringen könnten. 1927 kritisierten die Minister für Landwirtschaft, Inneres und Handel diese Genehmigungspraxis scharf. Die Landräte und Bürgermeister wurden ausdrücklich darüber informiert, dass sie nach aktueller Rechtslage keine Anträge auf Milchhandelserlaubnis aufgrund der Bedürfnislage ablehnen dürften. Es ist allerdings nicht davon auszugehen, dass diese Ermahnung tatsächlich eine stärkere Öffnung des lokalen Milchhandels herbeiführte.

Der Lobscheider Milchhändler Walter Berghaus in den 1930er Jahren (vor 1936). (Foto: privat)



Die Gummersbacher Milchhändler und der Streit um den Milchpreis

Um ihre Interessen wirkungsvoller vertreten zu können, gründeten die Gummersbacher Milchhändler am 24.10.1929 die „Milchhändler-Vereinigung für Gummersbach und Umgebung e.V.“. Der Verein unterstellte sich dem schlagkräftigen Reichsverband Deutscher Milchhändler-Vereine und Genossenschaften e.V., dem bereits 1913 85 Ortsvereine mit 7010 Mitgliedern im gesamten Deutschen Reich angehört hatten. Satzungsgemäße Aufgabe des Zusammenschlusses war die Versorgung Gummersbachs mit gesundheitlich einwandfreier Milch und die Regelung des Milchverkehrs in der Stadt. Die Vorstandschaft bestand aus den Milchhändlern Willi Heuser (Gummersbach), Emil Bühne (Gummersbach), Karl Koll (Windhagen), Heinrich Köhler (Steinenbrück) und Heinrich Ende (Dieringhausen).

1930 setzten sich die Gummersbacher Milchhändlerschaft zu zwei Dritteln aus selbst fahrenden Landwirten zusammen, die einen Teil der Milch von ihren Kollegen hinzukaufen. Molkereien spielten für die Milchversorgung der Stadt nur eine untergeordnete Rolle, sie stellten kaum ein Achtel des lokalen Milchumsatzes. Stattdessen pasteurisierten diese ihre Milch und lieferten sie in die Großstädte, weil der hiesige Markt hierfür nicht aufnahmefähig war. 1931 setzten die 15 Kleinhändler täglich nur noch ca. 2000 Liter Milch um. Der Milchverbrauch war laut einem Protokoll der Milchhändler-Vereinigung um ein Drittel zurückgegangen.

Gleichzeitig sahen sich die Gummersbacher Milchhändler mit der Aufforderung der Reichsregierung konfrontiert, es den Bäckern und Metzgern gleichzutun, die bereits ihre Preise deutlich gesenkt hatten. Die Höhe des

Milchpreises war jahrelang Gegenstand heftiger Debatten. Vor dem Ersten Weltkrieg hatte ein Liter Milch frei Haus noch zwischen 18 und 22 Pfennig pro Liter gekostet, wovon der Erzeuger 14 bis 17 Pfennig, der Händler ca. 5 Pfennig erhalten hatte. Nun lag der Milchpreis im Winter bei 32 Pfennig. Die Milchhändler begründeten die enorme Preissteigerung damit, dass auch ihre Kosten im Vergleich zur Vorkriegszeit deutlich angestiegen seien. Einige Händler konnten höhere Gewinne erzielen, indem sie den Landwirten die schwankende Milchproduktion restlos abnahmen, die im Sommer doppelt so hoch war wie im Winter, und die Überschüsse zu Käse verarbeiteten. Die Milchhändler-Vereinigung wehrte sich vehement gegen die wiederkehrende Forderung, den Milchpreis zu senken. „Ein weiterer Preisspannenabbau ohne schwere Schädigung des Milchhandels ist in der jetzigen Zeit wohl kaum möglich“. Als Standardargument wurde die Sicherung der Qualität vorgebracht und um Verständnis geworben: „Wir Milchhändler dürfen wohl bitten, auch für unseren Stand entsprechendes Verständnis für unseren schweren Beruf [aufzubringen], da die Ansprüche der Kundenschaft mit jedem Tage höher werden und nur ein zahlungsfähiger Milchhändlerstand in der Lage ist, eine gute Qualitätsmilch auf den Markt zu bringen. Es liegt dieses im Interesse der Allgemeinheit und der guten Volksgesundheit. Ferner erhält sich Stadt und Staat einen guten Steuerzahler.“ Schließlich setzte die Milchhändler-Vereinigung den zulässigen Verkaufspreis für einen Liter Milch vorläufig auf 22 Pfennig in Dieringhausen, 20 Pfennig in Vollmerhausen und Niedersessmar und 25 Pfennig in Gummersbach fest. Im Januar 1933 wurde der Milchpreis behördlich auf 20 Pfennig pro Liter festgesetzt

und angeordnet, dass die Kleinhandelsspanne, also der Verdienst des Kleinhändlers beim Weiterverkauf der Milch, 5 bis 7 Pfennig pro Liter nicht überschreiten dürfe. Die Einhaltung dieser Vorschrift wurde durch Befragungen von Bauern und Verbrauchern überprüft.



Henschel-Lastwagen der Molkerei Nochen um 1930. (Foto: Bildarchiv Oberbergischer Kreis)

Die Neuorganisation der Milchwirtschaft im Nationalsozialismus

Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten wurde die deutsche Milchwirtschaft dem neu gebildeten Reichsnährstand unterstellt und durch die „Anordnung des Reichskommissars für die Milchwirtschaft“ vom 14.8.1933 völlig neu geregelt. Oberstes Ziel war es, die Milchproduktion und -verarbeitung staatlich zu lenken. Als Kontrollinstanzen wurden 15 Milchwirtschaftsverbände gegründet, die dem Reichsnährstand untergeordnet waren. Im Gegenzug wurden lokale Interessenvertretungen wie die Gummersbacher Milchhändler-Vereinigung aufgelöst. Den Molkereien wurden feste Einzugsgebiete zugewiesen, einige dadurch begünstigt, viele mussten schließen. So reduzierte

„Wir trinken nur noch Buttermilch und keinen Alkohol“. Gummersbacher Milchhändler bei einem Umzug im Dritten Reich. (Foto: privat)

sich die Zahl der Molkereien im Deutschen Reich von 9304 (1927) auf 5469. Die Landwirte wurden gezwungen, ihre gesamte Milchproduktion, abgesehen vom Eigenbedarf, an die zuständige Molkerei zu liefern. Der direkte Verkauf an Händler wurde verboten und auch der Verkauf von Butter strengstens untersagt: In manchen Orten mussten die Bauern sogar ihre Butterfässer abgeben. Diese wurden zum Teil auf den Dachböden von Rathäusern eingelagert, damit das Verbot nicht unterlaufen werden konnte. Nur der Verkauf unmittelbar an die Verbraucher blieb zunächst noch gestattet. Den Milchhändlern wurden feste Absatzgebiete zugewiesen, der Milchpreis erneut auf 20 Pfennig pro Liter festgesetzt. Die Kleinhandelsspanne durfte 7 Pfennig nicht übersteigen. Davon mussten die Händler allerdings 2 Pfennig in einen Ausgleichsfonds einzahlen, aus dem verbilligte Milch für soziale Einrichtungen finanziert wurde.

Die Einteilung von festen Verteilerbezirken und die Zuweisung bestimmter Händler stieß bei vielen Konsumenten auf Kritik, weil sie meinten, Qualitätsunterschiede zwischen den Händlern zu erkennen und sie nun nicht mehr frei wählen konnten, bei wem sie ihre Milch kaufen wollten. Allerdings trug der niedrige Preis und die Propaganda für das



gesunde Lebensmittel Milch zu einer deutlichen Steigerung des Konsums bei. Nie zuvor war so viel Milch getrunken worden wie in den 1930er Jahren.

Einige Bauern, die vorher an Händler geliefert hatten, waren mit der Neuregelung unzufrieden. Für viele Händler bedeutete sie hingegen eine Erleichterung, weil sie nun in einem abgerundeten Absatzgebiet meist ein größeres Milchquantum verkaufen konnten. Ziel der Reform war die Steigerung der Wirtschaftlichkeit durch die Aufteilung des Marktes und die Sicherung dauerhaft niedriger Lebensmittelpreise. Außerdem bereitete sie eine möglichst reibungslose Umstellung auf die Kriegswirtschaft vor. Tatsächlich funktionierte die Versorgung mit Milchprodukten im Gegensatz zum Ersten Weltkrieg während des Zweiten Weltkrieges verhältnismäßig gut. Sämtlicher Privatverkauf von Milch und Milchprodukten wurde nun strengstens verboten und auch das Benutzen von Zentrifugen für den Eigenbedarf untersagt. Gleich zu Beginn des Krieges wurden Lebensmittel und Gebrauchsgüter nur noch gegen Bezugsscheine ausgegeben. So konnte eine Mindestversorgung mit den wichtigsten Gütern sichergestellt werden. Nach dem Zusammenbruch war die Bewirtschaftung dagegen weniger effektiv, es kam zu großen Versorgungsproblemen. Die Bezugsscheinwirtschaft dauerte über die Währungsreform hinaus noch bis Anfang 1950. In dieser Zeit war der Schwarzmarkt von großer Bedeutung.

Milchhandel in der Bundesrepublik

Nach dem Krieg wurde das System der fest eingeteilten Molkerei- und Händlerbezirke beibehalten. Die Milchhändler-Vereinigung traf sich einmal im Jahr, um die gerechte Auf-

teilung des Absatzgebiete bis auf die Hausnummer genau abzustimmen. Kein Händler konnte es wagen, außerhalb seines Gebietes zu verkaufen. Auch die Nachbarschaft von festen Milchläden war für die fahrenden Händler tabu. Aus diesem Grund kam es 1950 zu einer Petition an die Gummersbacher Stadtverwaltung: Zehn Frauen aus der Blücherstraße und der Karlstraße beschwerten sich heftig über den weiten Weg zum nächstgelegenen Milchladen, der in der Talstraße lag, und forderten die Wiedereinführung des Straßenverkaufs in ihrem Gebiet. Dieser Vorschlag wurde aber von Seiten der Stadt kategorisch abgelehnt, da der Straßenverkauf von loser Milch in Orten mit geschlossener Bebauung gänzlich abgeschafft werden sollte und man nur noch in besonderen Fällen Ausnahmegenehmigungen erteilen wollte. 1952 wurden in Gummersbach drei Anträge auf eine solche Sondergenehmigung zum Straßenhandel gestellt, ein Antrag in Reininghausen, einer in Derschlag, einer in Dieringhausen, zwei in Lobscheid, einer in Hellsiepen und einer in Oberagger. Auch der Direktverkauf von Milch ab Hof wurde 1958 zumindest zeitweise wegen der Gefahr von Tierseuchen verboten. Die Milchhändler waren somit konkurrenzlos geworden, mussten im Gegenzug aber besonders strenge Auflagen erfüllen. Nur wenige Jahre später war es allerdings mit der konkurrenzlosen Zeit vorbei, als die Molkereien begannen, ihre Milchprodukte auch an andere Lebensmittelhändler zu liefern. Trotz heftiger Beschwerden konnten die Milchhändler diese Entwicklung nicht aufhalten.

Andererseits waren die Grenzen zwischen dem Milchhandel und dem Lebensmittelhandel in der Nachkriegszeit immer weiter verschwommen, nachdem die ambulanten

Händler ihre Pferdewägen zunehmend gegen motorisierte Fahrzeuge ausgetauscht hatten. Die Erleichterung, die damit einherging, wurde dadurch aufgewogen, dass nun zusätzlich Lebensmittel auf die tägliche Tour mitgenommen wurden. Waren es zunächst nur ein paar Kleinigkeiten wie Waldbeeren oder Obst aus dem Garten, so weitete sich das Sortiment schnell aus. Auch in den Milchläden wurden zunehmend Lebensmittel, Kolonialwaren und Getränke angeboten. Neben Milchpumpen hielten vielfach auch Kühlanlagen Einzug. Diese teure Anschaffung musste allerdings oft mühevoll in Ratenzahlung abgestottert werden. In den 50er- und 60er-Jahren ergriff eine weitere Neuerung den Einzelhandel. Der Discounter trat von Osnabrück aus seinen Siegeszug an, wo der Kaufmann Herbert Eklöh 1939 den ersten Selbstbedienungsladen Europas eröffnet hatte. Viele der kleinen Läden schlossen sich an die Ketten ihrer Großhändler wie A&O oder „Himmelreich“ an, versuchten ihre Artikel besser zugänglich zu machen und schafften Körbchen für die Selbstbedienung an. Dieses Verkaufskonzept hat den „Tante-Emma-Laden“ heute fast vollständig verdrängt. Selbst die kleinen, fahrenden Lebensmitteläden, die oft aus ambulanten Milchhandlungen hervorgingen, sind heute meist Selbstbedienungsläden. Weil aus den Milchhändlern schleichend Gemischtwarenhändler geworden waren, traf es sie nicht so hart, dass sich Anfang der 1970er Jahre die haltbare, abgepackte Milch durchsetzte. Damit war das Ende des traditionellen Milchhandels besiegelt. Bei den Molkereien setzte in den 1960er Jahren ein enormer Konzentrationsprozess ein. Immer mehr Molkereien waren gezwungen, sich zusammenzuschließen. Viele Betriebe wurden geschlossen, einige

wenige stark vergrößert. Die Zahl der Molkereien in Nordrhein-Westfalen belegt eindrucksvoll diese Entwicklung. Während 1961 noch 82 Molkereien im Land in Betrieb waren, sind es heute nur noch zehn.

Quellen- und Literatur

Stadtarchiv Gummersbach: 1582, 1601, 1607, 1609, 1610.

Geschäftsunterlagen Milchhandlung Karl Dickhaus, Emmastr. 13, Gummersbach (1949-58).

Gespräche mit Karl Dickhaus, Gummersbach und Gisela Görlitz, geb. Berghaus, Lobscheid.

Schürmann; Thomas: Milch - zur Geschichte eines Nahrungsmittels, in: Die Milch. Geschichte und Zukunft eines Lebensmittels, Hrsg.: Helmuth Ottenjann / Karl-Heinz Ziessow, Cloppenburg 1996, S. 19-51.

Spiekermann, Uwe: Zur Geschichte des Milchkleinhandels in Deutschland im 19. Jahrhundert, in: Die Milch. Geschichte und Zukunft eines Lebensmittels, Hrsg.: Helmuth Ottenjann / Karl-Heinz Ziessow, Cloppenburg 1996, S. 91-109.

Teuteberg, Hans J.: Anfänge des modernen Milcheitalers in Deutschland, in: Unsere tägliche Kost. Geschichte und regionale Prägung, Hrsg.: Hans J. Teuteberg / Günter Wiegelmann, Münster 1988, S. 163-184.

Anwalt unserer Heimat:

Der Rheinische Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz

von Dr. Heike Gregarek

Was macht das Besondere, Einzigartige in Kultur, Geschichte und innerhalb der Landschaft des Rheinlandes aus? Wie kann es erhalten bleiben? Mit diesen Fragen beschäftigt sich der Rheinische Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz seit über hundert Jahren.

Am Anfang stand wie so oft eine Idee, dahinter ein großer Name: Paul Clemen (1866-1947), der Provinzialkonservator der Rheinlande und Begründer der rheinischen Denkmalpflege. Ihm schwebte zur Unterstützung der amtlichen Denkmalpflege die Gründung einer neuen, bürgerschaftlich getragenen Institution vor, die sich im Bereich der Denkmalpflege, des Landschafts- und Heimatschutzes engagieren sollte. Dabei sollten weder Denkmäler noch Landschaften isoliert betrachtet, sondern in ihrer Gesamtheit und mit ihren Wechselbeziehungen gesehen werden - ganz im Sinne des modernen Kulturlandschaftsbegriffs.

Die Idee von Paul Clemen fiel auf fruchtbaren Boden. 1906 schlossen sich bürgerschaftliche Kreise zusammen, um für rheinische Denkmäler und Landschaften in ihrer Gesamtheit und in ihren Wechselbeziehungen einzutreten. Das Vereinsgebiet erstreckte sich über Nordrhein-Westfalen hinaus bis nach Rheinland-Pfalz, das Saarland und in den Rheingau, deckte - und deckt bis heute - also das Gebiet der ehemaligen Preussischen Rhein-

provinz ab. Dass in Zeiten der Über-Verwaltung sich ein derartiges Modell erhalten hat, ist mehr als bemerkenswert und ermöglicht dem Verein eine die Verwaltungsgrenzen überschreitende Arbeitsweise.

Heute gehören dem Rheinischen Verein, wie er sich in Kurzform nennt, fast 5000 Einzelmitglieder, darunter nahezu 500 Institutionen (Verbände, Vereine, Kommunen, Universitäten etc.) an. Die fundierte wissenschaftliche Basis der Arbeit wird garantiert durch rund 250 aktive Ehrenamtliche: den Beirat mit 25 Mitgliedern, die Spezialisten in Fächern wie Architektur, Landschaftspflege und -historie sind, sowie Universitätsprofessoren, Referenten der Denkmalämter, die Landeskonservatoren, und Vertreter der Obersten Landschaftsbehörden.

Nach wie vor informiert der Rheinische Verein, er begutachtet, rät und macht aufmerksam, wenn etwa politische Entscheidungen oder städteplanerische Entwicklungen Kultur und Umwelt bedrohen. Dahinter steht einerseits der Gedanke, dass die Pflege und Entwicklung der Kulturlandschaft die Voraussetzungen für ein intaktes gesellschaftliches Leben sind. Andererseits geht es darum, für die Menschen im Rheinland sichtbare Zeugnisse des Lebens und Wirkens ihrer Vorfahren in Form von Denkmälern zu erhalten - damit sie sich heimisch fühlen und sich mit ihrem Umfeld identifizieren. Dabei ist der



Exkursion nach Oppenheim während der Jahrestagung in Mainz 2007. (Foto: H. Gregarek)

Mitglieder des RVDL bei der Jahrestagung in Mainz 2007. (Foto: H. Gregarek)



Verein sowohl konstruktiv-koo- perierend wie auch unbequem, wenn es denn notwendig ist. Eines aber hat er nie verloren: die Tuchfühlung zu den Bürge- rinnen und Bürgern, zu seinen Mitgliedern, die im Rheinischen Verein ihr Sprachrohr und ihren Vertreter finden.

Zur Arbeit des Rheinischen Vereins gehört es auch, Projekte zu gestalten sowie zu Vorträ- gen und Exkursionen einzuladen. Die kultu- relle Vielfalt des Rheinlands, die Dichte an bedeutenden Denkmälern, archäologischen Stätten und Naturlandschaften ist so groß, dass es immer wieder Neues zu entdecken gibt. Elf Kreis-, Orts- und Regionalverbände, die jeweils von eigenen ehrenamtlichen Vor- ständen geleitet werden, organisieren die Ver- anstaltungen. Eine sechsköpfige, hauptamt- lich arbeitende Geschäftsstelle koordiniert die vielfältigen Aufgaben und Aktivitäten des Rheinischen Vereins. Der Landschaftsverband Rheinland (LVR) fördert den Verein instituti- onell und ist mit seinen Kulturdienststellen an vielen gemeinsamen Projekten beteiligt. Der Rheinische Verein leistet im Bereich der landschaftlichen Kulturpflege vieles, das sich auch der Landschaftsverband auf seine Fah- nen geschrieben hat.

Denkmalpflege und Landschafts- schutz: die beiden großen Arbeits- felder des Rheinischen Vereins

Der Rheinische Verein regt zu einem sen- siblen Umgang mit Denkmälern, Orts- und Stadtbildern, Landschaften und Naturräumen an. Er sieht sich hier in einer Doppelrolle: Ei- nerseits als Vermittler zwischen der Wissen- schaft und der Öffentlichkeit, spricht den Bür- gern. Andererseits als Schnittstelle zwischen den Institutionen und Fachämtern mit den Universitäten.



Auswirkungen des Lavaabbaus in der Eifel. (Foto: Hans Erkert)

Um geeignete Themen braucht sich der Verein dabei nicht zu bemühen, diese kommen mehr oder weniger von selbst. Landschaftsverbrauch und Veränderungsdruck gibt es allerorten und in steigendem Umfang. Kulturlandschaft als unsere Umwelt ist aber nicht vermehrbar. Zudem haben wir das Bedürfnis nach Kultur. Die Menschen brauchen sichtbare Zeugen des Lebens und Wirkens ihrer Vorfahren, um sich heimisch zu fühlen und sich mit ihrem heimatlichen Umfeld zu identifizieren.

Exemplarisch für erfolgreiche Lobbyarbeit in der Denkmalpflege ist das Projekt „Denkmal des Monats“ des Kölner Ortsverbandes zu nennen, bei dem regelmäßig gefährdete Denkmäler der Öffentlichkeit präsentiert und Vorschläge zur Erhaltung erarbeitet werden.

Aspekt Stadtentwicklung

Der Rheinische Verein arbeitet aktiv an Handlungskonzepten im Bereich der Stadtentwicklung, so etwa zur Domumgebung Köln oder zur Neugestaltung des Regierungsviertels Bonn mit. Die Grenzen zur Ortsbildpflege und Dorferneuerung im ländlichen Bereich sind fließend. Auch hier bringt der Rheinische Verein sich durch Stellungnahmen zu Bauvorhaben, zur Fortschreibung der Gebietsentwicklungspläne und der Flächennutzungspläne ein. Dies betrifft sowohl städtische und ländliche Naherholungsgebiete, Landschafts- und Naturschutzgebiete oder Naturparke. Aktuell hat der Rheinische Verein eine Stellungnahme zum geplanten Nationalpark Siebengebirge erarbeitet und darin herausgearbeitet, dass es sich beim Siebengebirge neben einer herausragenden Natur- um eine nicht minder wertvolle Kulturlandschaft handelt, die den Bürgern auch weiterhin erhalten bleiben muss.

Einbindung in fach- und personenbezogene überregionale Netze

Der Rheinische Verein ist im Bereich der Denkmalpflege Kooperationspartner der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, von Europa Nostra, der NRW-Stiftung sowie von zahlreichen Denkmalbehörden in Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz und dem Saarland. Im Bereich des Natur- und Landschaftsschutzes ist er anerkannter Träger öffentlicher Belange nach §29 BNSCHG, dazu in Nordrhein-Westfalen in der Dachorganisation der Landesgemeinschaft Natur und Umwelt (LNU) aktiv. In Rheinland-Pfalz trifft Gleiches auf die Mitgliedschaft in der Landesaktionsgemeinschaft Natur und Umwelt (LAG) zu. Als Nachfolger des Rheinischen Heimatbundes ist der Rheinische Verein Mitglied der Dachorganisation der Heimatverbände, des Bundes Heimat und Umwelt (BHU) und dort Vertreter für den Landesteil Nordrhein und für Rheinland-Pfalz.

Kulturlandschaftliche Projekte

Neben den Publikationen im vereinseigenen Verlag erstreckt sich die didaktische Arbeit des Vereins bis in das Ausstellungswesen hinein, so etwa zur Klosterlandschaft Heisterbacher Tal im Siebengebirge, mit



Die Klosterkirche Heisterbach. (Foto: Th. Otten)

einer Wanderausstellung „Essenszeiten“ in Eifeler Museen oder zu den Frühen Christen in Kooperation mit dem Rheinischen Landes-Museum Bonn.

Ziel im Projekt „Klosterlandschaft Heisterbacher Tal“ ist seit 1998 die Erforschung und Konzeptentwicklung für diese Kulturlandschaft, gefördert von der Deutschen Bundesstiftung Umwelt und gemeinsam mit der kommunalen Verwaltung und den Kulturdienststellen des Landschaftsverbandes Rheinland. Die Ausstellung in der Zehntscheune der Abtei informiert über den wissenschaftlichen Ansatz des Kulturlandschaftsbegriffes, die konkrete Projektgestaltung sowie über die Ergebnisse und führt dem Besucher anschaulich die Entwicklung einer komplexen Kulturlandschaft in ihrer historischen Dimension vor. Sie veranschaulicht zudem die Verbindung von Spiritualität und nachhaltigem Leben und Wirtschaften der

Zisterzienser, die seit Jahrhunderten die Kulturlandschaft des Heisterbacher Tales geprägt hat. Realisiert werden die Ergebnisse des Projektes im Rahmen der Regionale 2010.

Ein wichtiges didaktisches Projekt der letzten Jahre ist die Rekultivierung eines historischen Weinbergs in Niederdollendorf im Siebengebirge, ehemals Grangie des Klosters Heisterbach. Dabei soll die kulturgeschichtliche Bedeutung dieser Anbaulage vermittelt werden. Zudem ermöglicht das Modell der ökologischen Bewirtschaftung auch die Rekonstruktion historischer Anbaumethoden und Weinsorten (wie des Mallingers).

Dass der Rheinische Verein nicht nur Schreibtischtäter ist, sondern auch mit anpackt, bringt schon der Besitz dreier Burgen mit sich, die unterhalten und erhalten werden wollen. Die Burg Stahleck in Bacharach ist dabei das kleinste Sorgenkind, trägt

Die Burg Stahleck in Bacharach. (Foto: H. Gregarek)





*Die Burgruine Stahlberg in Bacharach-Steeg.
(Foto Th. Otten)*

sie sich doch durch die Verpachtung an das Deutsche Jugendherbergswerk selbst. Die Ruinen Stahlberg in Bacharach-Steeg und Virneburg bei Mayen erfordern dagegen erheblich mehr Aufwand, sei es durch Freistellungsmassnahmen, an denen sich bevorzugt auch die jüngeren Vereinsmitglieder und Stu-

denten beteiligen, sei es durch Konservierungsmassnahmen der Bausubstanz. Damit stellt sich der Rheinische Verein seiner gesellschaftlichen Aufgabe auch als Denkmaleigentümer.

Haben Sie Interesse an unserer Aufgabe gefunden und haben Sie Lust mitzumachen und Mitglied zu werden? Oder haben Sie einfach weitere Fragen?

Dann richten Sie diese bitte an:

Dr. Heike Gregarek
Rheinischer Verein für Denkmalpflege
und Landschaftsschutz
Ottoplatz 2, 50679 Köln
Telefon: (0221) 809 2805
Telefax: (0221) 809 2141
www.rheinischer-verein.de

Die vereinseigene Virneburg bei Mayen. (Foto: Th. Otten)



Projekt :metabolon

Die Zukunft der Deponie Leppe

von Monika Lichtinghagen-Wirths



Unterricht im Freiluftklassenzimmer mit Blick auf's Bergische Land.

Im Rahmen der Regionale 2010 plant der Bergische Abfallwirtschaftsverband (BAV) die zukunftsfähige Nutzung der Zentraldeponie Leppe in Lindlar-Remshagen. Im Kontext des Standortnetzwerkes der „gärten der technik“ entsteht ein bundesweit einzigartiger Kompetenz-, Lern- und Innovationsort. Im Fokus der Aktivitäten steht die abfallwirtschaftlich geprägte Stoffumwandlung zur Gewinnung von Rohstoffen und erneuerbaren Energien. Hierfür steht auch der Projekttitle :metabolon, abgeleitet vom natürlichen Stoffwechsel - dem Metabolismus.

Gestaltungsräume

Die bereits verfüllten Deponieareale der Zentraldeponie Leppe bieten ein großes Flächen-

potential für vielfältige Aktivitäten. Die bereits vorhandene Infrastruktur und die Entsorgungsanlagen des Entsorgungszentrums Leppe bilden die Basis der Projektarchitektur eines „Vier Säulen Modells“, mit der die Projektbausteine Außerhochschulischer Lernort (Forschung und Entwicklung), Nachhaltiges Gewerbegebiet, Außerschulischer Lernort sowie Freizeit und Erholung optimal vernetzt werden können.

Ein städtebaulich-freiraumplanerisches Gesamtkonzept wird die Projektbausteine miteinander verknüpfen. Als Ergebnis eines europaweiten Wettbewerbs wurde von einem 37-köpfigen Preisgericht, dem auch die Bürgermeister und Fraktionsvorsitzen-

den von Engelskirchen und Lindlar angehörten, einstimmig der Entwurf des Teams FSW Landschaftsarchitekten / pier7architekten aus Düsseldorf mit dem ersten Preis ausgezeichnet.

Regionale Vernetzung

Ein herausragendes Ziel der Regionale 2010 ist eine vielfältige Vernetzung der Region. In diesem Sinne möchte der BAV mit anderen Lernstandorten kooperieren und die Zusammenarbeit verstärken.

So haben der Bergische Abfallwirtschaftsverband und das Bergische Freilichtmuseum schon in der Vergangenheit erfolgreich zusammengearbeitet. Seit mehreren Jahren nimmt der BAV aktiv am „Tag der Umwelt“ teil und präsentiert dort den interessierten Besuchern seine aktuellen Projekte und Informationen der Abfallberatung.

Am 1. Projekttag unseres Städtebaulichen Wettbewerbs im August letzten Jahres freuten wir uns über die Teilnahme des Freilichtmuseums mit einem Aktionsstand auf dem Gelände der Deponie.

Wissbegierige Kinder erkunden den „Müllbrunnen“ auf der Deponiespitze.



Junge Forscher untersuchen die Wasserhaltekapazität verschiedener Bodenproben.

In den jüngsten Gesprächen zwischen dem BAV und dem Bergischen Freilichtmuseum hat sich eine Kooperation herauskristallisiert, in der u.a. die „Abfallgeschichte“ des Bergischen Landes im Projekt „Müllershammer“ gemeinsam dargestellt werden soll. Durch eine gegenseitige Nutzung von Räumlichkeiten und Arealen lassen sich durch eine größere Vielfalt mehr Interessierte erreichen. Mit einer Kooperation zwischen dem BAV und dem Bergischen Freilichtmuseum wird eine effektive Ergänzung für beide Seiten erzielt. Ein wichtiger Bestandteil dieser Vernetzung könnten FÖJler/innen sein, die sowohl beim BAV als auch im Bergischen Freilichtmuseum ihren freiwilligen Dienst leisten.



Objektive Beratung

Die Abfallberatung des BAV ist mit der gesetzlichen Pflichtaufgabe betraut, umfassend über Möglichkeiten zur Vermeidung und Verwertung von Abfällen zu beraten. Im direkten Dialog mit den Bürgerinnen und Bürgern über das gebührenfreie Servicetelefon, unsere Homepage oder bei Veranstaltungen informieren wir zu Abfallthemen und vielem mehr. Mit unseren Ausstellungen zu verschiedenen Umweltthemen mit Überschriften wie „Im Würgegriff der Umweltsünder“, „Papier hat viele Seiten“ und „Zu wertvoll für die Tonne“ oder bei Führungen auf der Deponie begegnen wir der interessierten Bevölkerung direkt in der Öffentlichkeit.

Außerschulischer Lernort

Eine Hauptzielgruppe der Abfallberatung sind Schulklassen, denen wir bei aktiven Führungen auf der Deponie oder direkt im Klassenzimmer die Abfallproblematik näher bringen.

Der Lern- und Erfahrungsort am Entsorgungszentrum Leppe erfordert ein neues Lernkonzept, in dem Schüler Lerninhalte aus dem Bereich Abfallwirtschaft und Umweltschutz



BAV Abfallberatung und Schüler des Aggertalgymnasiums Engelskirchen sowie der Janusz-Korczak-Realschule Morsbach demonstrieren die erste Lernstation zum Thema Kompostierung im Einsatz; Landrat Hagen Jobi war begeistert.

anhand von Lernstationen eindrucksvoll und beispielhaft eigenständig erfahren, erkunden oder in Gruppen praxisbezogen erarbeiten können.

Der Unterricht vor Ort auf Lehrpfaden, in Freiluftklassen und Laborräumen wird am aktiven Standort lebendig. Die Deponie wird zur „Lernlandschaft“ für alle Altersklassen. Die einzelnen Lernstationen werden in die Deponieareale, die aktiven Entsorgungsanlagen wie Vergärungs- und Kompostierungsanlage sowie in zukünftige Nutzungsbereiche für erneuerbare Energien eingebettet.


Die Abfallberatung des BAV hat eine erste Lernstation zur Kompostierung ausgearbeitet und am 1. Projekttag des Städtebaulichen Wettbewerbs im August letzten Jahres erfolgreich der Öffentlichkeit mit Schülern vorgeführt.

Forschung und Entwicklung

In enger Kooperation mit Hochschulen und Forschungseinrichtungen sollen neue Themenfelder in den Bereichen Abfallwirtschaft, Stoffumwandlung, Energie und Umwelttechnologie für den Standort erschlossen und beforscht werden. Am Standort soll ein thematisch affines, nachhaltiges Gewerbegebiet entstehen, in dem Betriebe angesiedelt werden, die sich mit den Themen Abfallwirtschaft, Umwelttechnik und regenerativen Energien beschäftigen.



Freizeit und Erholung

Die Standortnutzung durch Freizeitaktivitäten ermöglicht eine Teilrückgabe des Geländes an die Öffentlichkeit (wie die Durchführung von Großereignissen aus Sport und Kultur) oder die Anbindung an das Rad- und Wanderwegenetz.

Bei Tante Clara in den  geguckt zu
..... Geheimnisse aus Bergischen Küchen.....

Fortsetzung von Tante Claras - (Es geht um die Wurst)

SCHLACHTFEST



Neben der bereits beschriebenen, das Schlachtfest abschließenden Pannasch-Produktion, nahm die Herstellung von Wurst eine große Zeitspanne des Schlachtens ein. Bei Tante Clara wurde nur ein Teil der Würste in die gereinigten Schreimedärme gefüllt, dies galt für die Räucherwürste und die Fischwurst, die bald nach dem eigentlichen Schlachten verzehrt werden sollten. Ein großer Anteil der Wurstmassen wurde wegen des nicht vorhandenen Kühlungs eingekocht. Tante Clara bevorzugte dafür besondere Wurstgläser (auch "Sturzgläser" genannt), die innen keine Wölbung wie normale Einkochgläser haben. Daraus rutscht die gekochte Wurstmasse nach kurzem Erwärmen in heißem Wasser nach dem Öffnen einfach auf einen Teller, wenn man/frau sie "stürzt"; so kann die "Wurst" dann problemlos geschnitten werden.

Teile kann man die Würste einfrieren und erhält bei Metzgereibedarfsgeschäften (in der Nähe oder im Schlachthof) oder beim örtlichen Metzger Natur- und Kunstdärme, Gewürze usw.

Wiele moderne, elektrische Fleischwölfe und natürlich auch die althergebrachten handgetriebenen (einen solchen kurbelbetriebenen "Wolf" hatte Tante Clara) haben als Voratzteil(e) eine oder mehrere Fülltüten, die zum Wurstfüllen dienen; es geht natürlich auch mit einem großen Trichter und einem Kochlöffelstiel.

Beim Wursten spielen die Gewürze eine große Rolle: Neben Pfeffer (schwarz u. weiß) und Salz werden Majoran, Thymian, Nelkenpfeffer, Piment, Senfkörner, Knoblauch, geriebene Zitronenschale, Ingwer usw. benötigt. Übrigens: Einzufrierende Würste müssen sehr kräftig gewürzt werden, da die Würzkraft beim Gefrieren nachlässt.

Bei Tante Clara wurden nur einige Wurstarten hergestellt; die allerdings oft in roher, geräucherter und (ein)gekochter Variation. Wichtige Elemente von Claras Wurstküche waren Schwabenbrot und Wurstbrühe für die Kochwurst (letztere Grundlage für den Pannasch). Da für Dauerwürste meist ein Rindfleischanteil notwendig ist, waren diese bei der Tante nur dann ein Thema, wenn eine alte Milchkuh geschlachtet werden musste.



Bei Tante Clara in den



gekuckert zu

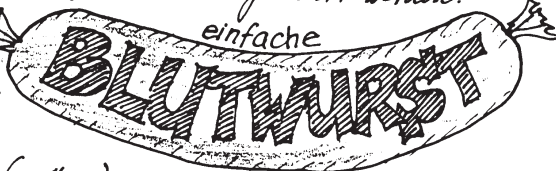
..... Geheimnisse aus Bergischen Küchen

➔ es geht um die Wurst

Claras "gängige" Wurstsorten waren Blut- u. Leberwurst, Fritzwurst, Mettwurst, Bratwurst (auch geräuchert) und Sülex. Seltener wurden Zungenwurst und Schwaistomagen hergestellt.

Wegen der Verderblichkeit mussten bei Clara Blutwurst, Leberwurst u.ä. direkt noch am Schlachttag hergestellt werden. Für die Blutwurst nahm die Tante immer Schwarzenbrot, das aus gebrühten und durch den Wolf gedrehten Schwarten hergestellt wird, die beim Auslösen und den Vorbereitungen für Brat- und Leberwurst anfallen. Der Schwarzenbrot muß feig sein und mit Wurstbrühe angerührt werden.

- 1 l Schweineblut (vom Metzger)
- 1/2 kg Schwarzenbrot
- 1/2 kg Schweinebauch
- 1/4 kg Speckwürfel (ca 1/2 cm)



- 5 l Brühe (Salz, Pfeffer, Suppenkraut usw.)
- Salz, Pfeffer, Majoran, Thymian, gem. Melken, Piment
- Zitronenschale o. Knoblauch

ggf. Därme o. Einmachgläser

Zunächst die sehr kräftig gewürzte Brühe herstellen. Dann alle Zutaten gut mischen (Schweinebauch vorher brühen und durch den Wolf drehen). Kräftig trüben und entweder in gewasene Därme (Metzger) oder gepökelte Gläser füllen.

Würste je nach Darmdicke 30 bis 60 cm. in 80°C heißer Brühe kochen, dann abkühlen und danach ggf. kalträuchern (nur bei Naturdarm).

Gläser im Einmachtopf o. -apparat ca 2 Std. sterilisieren (hohe Gläser).

Übrigens: Tante Clara verwendete immer Knoblauch, oder Zitrone, nie beides gemeinsam. Bei Knoblauch dann Ingwer u./o. Petersilie hinzuzubringen.

- 2 kg Schweinefleisch (Bauch u.ä. - ohne Scharte, Knochen)
- 1 kg Schweineleber
- 1/2 kg Zwiebeln grobgeschnitten
- Bratschmalz / Brühe (5/6 l)



- ca 60 g Salz
- 1 TL gem. Pfeffer
- 1/2 TL Muskat
- 1 EL Majoran
- ggf. Knoblauch / Ingwer / Petersilie

ggf. Därme o. Gläser

ggf. Schwarzenbrot

Zunächst das Fleisch in der Brühe fast gar ziehen lassen. Leber parieren und kurz mitbrühen (rohe Leber macht die Wurst fester), Zwiebeln in Schmalz andünsten. Fleisch u. Leber würfeln und durch den Wolf drehen.

Fleisch-, Leber-, Zwiebelmasse ggf. mit Schwarzenbrot und den Gewürzen vermischen; ggf. etwas Kesselbrühe hinzufügen und in die vorbereiteten Därme oder Gläser füllen. Wie bei der Blutwurst, die in Därme gefüllte Wurst brühen.

Gläser (Rinde u. Deckel) vor dem Füllen peinlichst genau reinigen u. sterilisieren (gibt natürlich auch für die Blutwurst) füllen und im Einmachtopf ca 2 Std. sterilisieren.

Die in Därme gefüllte Wurst muß beim Abkühlen im Wasser abgekühlt werden, damit sich das Fett gleichmäßig verteilt. Leberwurst (im Darm) kann auch geräuchert werden.

Weitere Schlachtrezepte im nächsten Freilichtblick

oder bitte liebe Tante



Vom versteinerten Pferdchen bis zur verhüllten Festtafel

von Erhard Nagel

Die Jahresexkursion 2007 des Fördervereins des Bergischen Freilichtmuseums hatte diesmal vier museale Höhepunkte unterschiedlichster Art. Ein Weltkultur- und Naturerbe in Hessen, ein gefährdetes Freilichtmuseum in Frankreich, eine Touristenattraktion im Schwarzwald und ein mangels Ausstellungsstücken interaktives Schlossmuseum bei Pforzheim wurden den Teilnehmern nahe gebracht, wie gewohnt fachkundig und engagiert geführt und bestens organisiert.



*Ölschieferwand
Grube Messel.*

In der Nähe der heutigen Ortschaft Messel bei Darmstadt entstand „Ölschiefer“ im Eozän vor rund 47 Millionen Jahren im Explosionsstrichter eines bis zu 300 Meter tiefen Maars durch Sedimentation. Die Führung durch einen Teil des Trichters war informativ und anschaulich. Die sehr große Tiefe im Verhältnis zur Oberfläche

führte in der Tiefe zu Sauerstoffmangel und verhinderte die Verwesung. Der Erhaltungszustand der Fossilien ist hervorragend, es finden sich sogar Weichteilabdrücke, Mageninhalte und Insektenflügel in ursprünglicher

Farbgebung. Erst seit Anfang der 1960er Jahre ist es möglich, die Fossilien auf Kunstharz umzubetten und vor dem Verfall in kleine Blättchen zu retten. Im Messeler Museum wurden uns anschließend Abdrücke und originale Fossilien gezeigt, u.a. eine Kopie des in der Grube gefundenen pferdeartigen Proplaeotheriums.



Einmalige Versteinerungen: Museum in Messel.

Als Unterkunft war das Schwarzwaldhotel „Silberkönig“ im unteren Elztal ausgesucht worden und das Wetter zeigte sich von seiner sonnigen Seite. So lag am Freitag eine



Weinverkostung im Markgräfler Land.



Zwischen lauter Engeln: Freiburg, Domportal.

Stadtführung in Freiburg mit anschließender Freizeit und ein Ausflug nach Stauffen nahe. Wer wollte, konnte im Markgräflerland an einer Weinprobe teilnehmen.

Der Samstag führte nach Ungersheim auf die andere Rheinseite am Fuße der Vogesen. Das Écomusée d' Alsace faszinierte durch seine

Größe, Vielgestaltigkeit und die unzähligen Störche. Das Museum ist das größte seiner Art in Frankreich und hat Probleme mit der Finanzierung. (Hintergründe, detaillierte Informationen und einen Zwischenstand der Diskussion findet man auf <http://www.ecomuseum.org/freilichtmuseum/index.php>)

Die Besucher werden im Eingangsbereich weniger, aber im Ausstellungsteil umso mehr fachkundig und lebendig in die Geschichte und die Natur der Region entführt. Durch seine Größe (es sind mehr als 70 ausgestattete und teilweise „belebte“ Gebäude zu



Fachgerecht geführt: Écomusée d'Alsace.

Maison forte im Écomusée d'Alsace.





Ein Storchennest von vielen: Écomusée d'Alsace.

besichtigen) benötigt der Besucher viel Zeit. Am späten Nachmittag ging es dann weiter in ein Elsässer Weinstädtchen, nach Eguisheim.



Weinort im Elsass: Eguisheim.

Den Vogtsbauernhof, das Schwarzwälder Freilichtmuseum im Gutachtal, besuchte der Förderverein am Sonntagmorgen zum zweiten Mal nach 1992.

Es hat sich vieles zum Besseren gewendet. Der Souvenir- und Andenken-Markt an den Parkplätzen ist endlich optisch vom Museum getrennt und es gibt einen ins Thema und ins Museum führenden Eingangsbereich. Nun



Vogtsbauernhof in Gutach/Schwarzwald.

gibt es auch zwischen den immer wieder beeindruckenden Schwarzwaldhöfen viel zu sehen und zu tun.

Zu Mittag weilten wir im Museum Schloss Neuenbürg bei Pforzheim. Das Schloss ist ein Teil des Badischen Landesmuseums und hat nicht nur ein Restaurant und viel Platz für Ausstellungen und Vernissagen. Es bietet auch eine Erlebnisinszenierung des Märchens „Das kalte Herz“ von Wilhelm Hauff in einer Art „begehbaren Film“: Mit Licht, Ton, mechanischem Theater und kunstvoll bearbeiteten Holzfiguren wird das Märchen auf eine Weise nacherzählt, dass der Betrachter aus dem Staunen nicht mehr herauskommt. Unter dem Titel „Zum schönen Wiesengrunde“ werden die Besucher von einem virtuellen Diener durch die Räume des Südflügels geleitet. Es wird der Eindruck erweckt, man gehe durch ein bewohntes Schloss, da viele Kisten und in Tuch verhüllte Möbel herumstehen. „Ihre Herrschaft reist gerne und jeden Moment kann die Kutsche zum Verladen vorfahren.“ Eine pfiifige Art, mit wenigen „echten“ Ausstellungsstücken auszukommen.

Bevor Gäste kommen: Inszenierung, Schloss Neuenbürg.



Rückblick

Ereignisse rund ums Museum 2007

von Thomas Trappe

16. März 2007

„Ausstellungen in Freilichtmuseen“ Symposium auf Schloss Heiligen- hoven

In Zusammenarbeit mit dem Kulturamt und dem Repräsentationsamt des Landschaftsverbandes Rheinland veranstaltet das Freilichtmuseum ein Symposium, bei dem aktuelle Tendenzen und Perspektiven der Ausstellungsbereiche von Freilichtmuseen diskutiert werden.

17. März 2007

Internationales Erzählfestival



Im Rahmen des zweiten internationalen Erzählfestivals im Bergischen Land präsentiert das Bergische Freilichtmuseum Lindlar den „langen Abend der Erzähler“. Von 19.00 bis 22.00 Uhr feiern fünf Erzähler mit den Besuchern den Weltgeschichtentag in der historischen Gaststätte „Restauration Römer“ und in der Museumsgaststätte „Lingenbacher Hof“.

1. April 2007

Saisonauftakt im Museum

Erstmalig startet das Freilichtmuseum mit einem Waffeltag in die Saison. Traditionell kehrt zum Saisonauftakt das Leben in die Häuser zurück: Schmied, Seilerin, Bäcker und Sattler zeigen ihr Können. Die Hauswirtschafterinnen backen Waffeln auf dem Kohleherd und auf offenem Feuer. Im Gelände gibt es Waffeln zu kaufen – zum Probieren und Sattessen.

17. April bis 29. Juli 2007

„Liebe auf den ersten Blick?“

In der Ausstellung geht es um Brautwerbung, Eheanbahnung und das Flirten früher und heute. Wo lernten Mann und Frau sich kennen? Wie fanden sie zueinander? Und wie sieht das zwischenmenschliche Zusammenreffen heute aus? Was hat sich geändert im Umgang mit dem anderen Geschlecht? Diesen und weiteren Fragen möchte die Ausstellung auf den Grund gehen.



Die Ausstellung ist eine Kooperation zweier Dienststellen des Landschaftsverbandes Rheinland: Dem Amt für rheinische Landeskunde Bonn und dem Bergischen Freilichtmuseum Lindlar. Der Ausgangspunkt für diese Ausstellung sind empirische Untersuchungsergebnisse von Befragungen zur regionalen Alltagskultur der beiden Einrichtungen.

18. April 2007

Wacholderpflanzaktion

In Zusammenarbeit mit dem Ortsverein des NABU Engelskirchen führt das Bergische Freilichtmuseum eine kleine Pflanzaktion durch. An der Magerwiese oberhalb des neuen Eingangsgebäudes werden Stecklinge von Wacholderbüschen eingesetzt.

Der Wacholder bedeckte einst große Flächen im Bergischen Land und war teilweise ein prägendes Merkmal der Kulturlandschaft. Heute ist der schwach giftige Tiefwurzler nur noch sehr selten im Bergischen anzutreffen.

25. April 2007

Tag des Baumes

Zum internationalen Tag des Baumes wird im Museum eine Waldkiefer gepflanzt. Die Waldkiefer oder auch Föhre genannt, wurde von der Schutzgemeinschaft Deutscher Wald als Baum des Jahres 2007 ausgewählt.

13. Mai 2007

Tierkinder

Dass am Muttertag im Bergischen Freilichtmuseum des Landschaftsverbandes Rheinland das Tierkinderfest stattfindet, hat mittlerweile Tradition im Bergischen Land. In diesem Jahr gibt es zur Veranstaltung auch prominenten Besuch. Der Minister für Um-

welt und Naturschutz, Landwirtschaft und Verbraucherschutz NRW, Eckhard Uhlenberg, ist Gast im Bergischen Freilichtmuseum.

Nach einer kurzen Besichtigung der Räumlichkeiten der Waldschule auf Schloss Heiligenhoven geht es mit der Postkutsche ins Museumsgelände. An den Pferdeställen bei Hof Peters übernimmt der Minister dann die Patenschaft für die neue Kaltblutstute des Museums und gibt ihr den Namen Zenta. Für Uhlenberg eine Erinnerung an seine Kindheit - Zenta hieß auch die Stute auf dem Hof seiner Eltern bei Werl. Der Kaufpreis der Stute wurde von Uhlenberg komplett übernommen. Zenta nimmt es derweil gelassen und tut sich an den Möhren aus der Hand des Ministers gütlich.



Beim anschließenden Spaziergang auf dem Tierkinderfest gibt es zahlreiche Jungtiere von heute sehr selten gewordenen Haus- und Nutztierassen zu sehen. Uhlenberg zeigt als gelernter Landwirt auch reges Interesse und kommt mit den Tierzüchtern der Arche Gruppe Bergisch Land ins Gespräch. Vom pädagogischen Konzept der Waldschule kann sich der Minister am Stand des Forstamtes überzeugen und dabei den kleinen Museumsbesuchern beim Schnitzen und Basteln über die Schulter schauen.

Zum Abschluss gibt es für den Minister noch einen Korb mit ökologischen Produkten aus dem Freilichtmuseum, überreicht von Milena Karabaic, Landesrätin für Kultur und Umwelt. Gegenüber der Presse kündigt Uhlenberg schon an, dass er Zenta nun zwei- bis dreimal im Jahr in Lindlar besuchen werde.

20. Mai, 22. Juli + 23. September 2007 Antik- und Schätzchenmarkt auf Schloss Heiligenhoven

Der Antik- und Schätzchenmarkt des Freilichtmuseums auf Schloss Heiligenhoven ist mittlerweile eine Institution und eignet sich hervorragend für die Schatzsuche und die Schnäppchenjagd. Im Erdgeschoss und im Innenhof des Schlosses bieten die Aussteller Kuriositäten, Antiquitäten und kleine Kostbarkeiten zu günstigen Preisen an. Dort kann man kolorierte Kinderbücher aus Omas Zeiten finden, ein edles Möbelstück erwerben oder einfach all die vielen, kleinen Schätze bestaunen, die die Händler in ihrem Repertoire mitführen. Die Vielfalt der angebotenen Waren reicht von edlen Wertgegenständen und bäuerlichem Gebrauchsgut bis hin zu alten Grammophonen, Drucken und Büchern.

2. - 3. Juni 2007 „Jrön un Jedön“

Besonderer Gartenmarkt im Freilichtmuseum
Rund 50 Aussteller präsentieren ihre Produkte von Floristik, Sommerblumen und Gehölzen über Dekoratives und Gartenkeramik bis zu Gartenkunst, Schmuck und rustikalen Gartenmöbeln.

Neben dem Verkauf gibt es auch umfangreiche Beratungsmöglichkeiten. Mitglieder der Bergischen Gartenarche, die Mitveranstalter des Gartenmarktes ist, sind vor Ort und be-

antworten Fragen. Der Museumsgärtner gibt Gartentipps und der Gartendoktor berät zum Thema ökologischer Pflanzenschutz. Die bekannte Gartenbuchautorin Marie-Luise Kreuter informiert über aktuelle Gartenthemen.



23. Juni - 26. August 2007

„Flower Power - Blumen in Aquarell“
heißt die Sommer-Ausstellung, die im Veranstaltungssaal des Museumsrestaurants zu sehen ist. Künstlerinnen und Künstler aus der Malwerkstatt Overath ließen sich zu diesem Thema von der Intensität der Farben des diesjährigen Frühlings inspirieren.

24. Juni 2007 Spaß in der Natur

Bei der Veranstaltung kann man mit allen Sinnen der Natur auf die Spur kommen. Es gibt viele Aktionen zum Mitmachen und besondere Angebote für Familien mit Kindern. Zum Thema Wasser, Wald und Wiese sind entlang des Lingenbaches mehrere Stationen aufgebaut, an denen man viel Interessantes über die Natur erfahren und erleben kann. Das Eine-Welt-Mobil informiert über den fairen Welthandel mit Orangen. Auf die

Kinder warten hier Labyrinth-, Stäbe- und Tresorspiele. Das Jugendumweltmobil begibt sich mit den kleinen Besuchern auf die Spurensuche nach dem Vogel des Jahres 2007. Am Stand des Naturgutes Ophoven kann man Naturmandalas legen und Wasserräder bauen. Viel Spaß bereitet auch das Kinderkettenkarussell des Lino-Clubs aus Köln.

In der Rollenden Waldschule der Kreisjägerschaft können die Kinder in den Förstersocken Früchte suchen, Tiere entdecken und in der Waschbärkiste Nahrungsmittel ertasten. Hier werden alle Fragen zu Wald und Wild beantwortet. Der Bergische Abfallwirtschaftsverband informiert in einem begehbaren Container über sein „Regionale-2010-Projekt „Metabolon“. Dabei geht es um die Zukunft der Stoffumwandlung und Umwelttechnik des Entsorgungszentrums Leppe.

21. Juni - 3. August 2007

Sommerferienprogramm für Kinder

In den Ferien gibt es fast täglich Mitmachaktionen für die Daheimgebliebenen, wie Filzen, Töpfern, Basteln, Spinnen, Backen und vieles andere mehr. Neu in diesem Jahr ist die Kinderschmiede und der Segelschiffbau.

14. - 15. Juli 2007

„PS & Pedale“

Großes Treffen und Ausstellung historischer Zweiräder

Alles was zwei Räder hat, ist in Lindlar an diesem Wochenende in Bewegung. Zahlreiche Sammler und Oldtimerfreunde stellen ihre historischen Zweiräder aus. Dabei spielt es keine Rolle, ob diese mit Motor oder Muskelkraft angetrieben werden.

In den Baugruppen des Museums gibt es insgesamt über 100 historische Fahrräder, Fahr-

räder mit Hilfsmotor, Mopeds oder Motorräder aus der Zeit von 1910 bis 1965 zu bestaunen. Dabei trifft man auf Maschinen von altbekannten Motorradfirmen wie NSU, BMW, Wanderer, DKW sowie auf Fabrikate der ehemaligen Kölner Firma Allright. Viele Motorrad- und Mopedbesitzer sind „auf eigener Achse“ angereist und stellen ihre Maschinen aus. Zusätzlich kann man auch die Eleganz der Hochradfahrer bewundern, die in luftiger Höhe über die gepflasterten Wege fahren. An den Informations- und Verkaufsständen kann man komplette Räder, Ersatzteile und Publikationen erwerben oder einfach fachsimpeln.



19. Juli - 12. August 2007

Workcamp der IJGD

Wieder sind Jugendliche aus Polen, Spanien und Deutschland drei Wochen lang zu Gast im Bergischen Freilichtmuseum und helfen bei der Restaurierung der Ausgrabungen im Weiler Steinscheid. Das „Workcamp“ wird veranstaltet von der ijgd - Internationale Jugendgemeinschaftsdienste e.V., einem gemeinnützigen Träger der internationalen Jugendarbeit. In den internationalen Workcamps der ijgd treffen sich junge Menschen aus verschiedenen Ländern und Kulturen, um gemeinsam zu leben und an einem gemeinnützigen Projekt mitzuarbeiten.

24. Juli 2007

Freundeskreis Wiehl-Jokneam

Der Freundeskreis Wiehl-Jokneam ist mit



einer Delegation aus der israelischen Stadt Jokneam zu Gast im Freilichtmuseum. Israelis und Deutsche knüpfen in der Seilerei gemeinsam ein „Band der Freundschaft“.

26. Juli 2007

Kooperation in der Museums- pädagogik

Für Schülerinnen und Schüler der Jahrgangsstufen 3 bis 7 gibt es jetzt ein gemeinsames museumspädagogisches Angebot in gleich zwei Museen des Landschaftsverbandes Rheinland (LVR). Im Bergischen Freilichtmuseum Lindlar und im Rheinischen Industriemuseum, Schauplatz Engelskirchen können die Kinder und Jugendlichen auf aktive Weise das Leben und Arbeiten vor und nach der Industrialisierung kennen lernen. Die drei Kombi-Angebote der beiden Museen lauten: „Die Welt mit und ohne Strom“, „Wolle ist nicht gleich Wolle“ und „Traditionelles Handwerk“.

10. August 2007

Nacht der Schmiedefeu- er

Schmieden mit unterschiedlichen Techniken ist das Thema der „Nacht der Schmiedefeu-er“, bei der in gleich drei oberbergischen Museen die Schmiedefeu-er brennen: im Bergischen Freilichtmuseum in Lindlar, im Mu-

seum „Achse, Rad und Wagen“ in Wiehl und im Oelchenshammer des Rheinischen Industriemuseums Schauplatz Engelskirchen.

22. August 2007

Der Stiftungsvorstand des Rheinland-Pfälzischen Freilichtmuseums Sobernheim und Museumsleiter Dr. Michael Schimek werden von Petra Dittmar durch das Museum geführt und informieren sich über die Depotgebäude des Bergischen Freilichtmuseums.

25. - 26. August 2007

Traditioneller Bauernmarkt

Wieder herrscht im Freilichtmuseum reges Markttreiben. Der Bauernmarkt wartet mit Produkten aus ökologischer Erzeugung und handwerklicher Fertigung auf. Wegen seiner vielen Attraktionen ist er beliebt bei Kindern und Erwachsenen.

Bauern und Handwerker bieten hier ihre Produkte an. Schmied, Sattler, Bäcker, Seilerin und Weber zeigen alte Handwerks-techniken. Zusätzlich bietet der Markt die Möglichkeit zum Informationsaustausch mit Fachleuten. Wie immer, gibt es auch diesmal viele Tiere zu sehen. Hühner, Gänse, Enten, Schafe, Ziegen, Schweine, Pferde und Rinder sind beim Bauernmarkt nicht mehr wegzudenken. Gemeinsam mit der Arche-Gruppe Bergisch Land und dem Kaninchen-zuchtverein werden viele historische Nutztier-rassen gezeigt.

Zu kaufen gibt es Produkte aus ökologischer Landwirtschaft und handwerklicher Fertigung sowie Nützliches und Interessantes aus Naturmaterialien und umweltfreundlicher Verarbeitung. Obst, Backwaren, Wein und Wurst, aber auch Produkte aus Wolle, Seide, Leder, Leinen und Holz verführen zu einem

Einkaufsbummel. Landbutter, Schafswollsocken, Schmuck, Holzspielzeug, Gartendekoration, Gewürze, biologische Baustoffe und Bürsten und Besen bilden nur einen kleinen Teil der umfangreichen Angebotspalette.

8. September - 2. Dezember 2007 „Kaffee - Kulturgeschichte und Fairer Handel“

War das Bergische Land ein historisches Zentrum der Kaffeeekultur? Hatte und hat der Kaffeekonsum Einfluss auf unseren Arbeitsalltag oder unser Wirtschaftssystem? Wie kam die Bohne ins Bergische Land? Wo und wie wurde sie verarbeitet? Und was kann getan werden, um die Lebensbedingungen der Produzenten zu verbessern? Diesen und ähnlichen Fragen möchte die Sonderausstellung nachgehen. Die Ausstellung ist ein Kooperationsprojekt des Freilichtmuseums Lindlar und des Erzbistums Köln.



Zum umfangreichen Begleitprogramm dieser Ausstellung zählen unter anderem eine äthiopische Kaffezeremonie mit afrikanischen Gästen und natürlich die Bergische Kaffeetafel „Koffeedrenken met allem Dröm on Dran“.

9. September 2007 Festival der Sinne

Ein Forum für Künstler aus der Region

Organisiert von der Malwerkstatt Overath bietet das Festival Zauberhaftes aus Theater, Malerei, Musik, Tanz, Literatur und Natur. (s. Bericht S. 51 f.)

30. September 2007 Obstwiesentag

Am Erntedanktag dreht sich im Freilichtmuseum alles um Obstbäume, Obsternte, Obsterzeugnisse und Obstbaumverkauf. Der Rheinisch-Bergische Naturschutzverein präsentiert eine Obstsortenschau.



Der traditionelle Erntedankzug des Heimatvereins Hohkeppel stellt sich im Freilichtmuseum auf, bevor die Wagen ihren Weg durch die Gemeinde Lindlar antreten. Bei dieser Gelegenheit präsentiert der Bergische Bauernchor aus Müllenbach sein eigens hierfür komponiertes Bauernlied.

25. September - 5. Oktober 2007 Herbstferienprogramm für Kinder

„Alles in Butter“, „Waldgeister“ oder „der Igel Mecki erzählt“ sind nur einige Titel der zahlreichen Mitmachaktionen in den Herbstferien. Die herbstlichen Highlights für die Kinder sind Bogenschießen und Drachen bauen.

5. Oktober 2007

Die Vorstandschaft der Trägervereine der beiden Immenstädter Museen informieren sich über das Bergische Freilichtmuseum.



8. Oktober 2007

„Bürgermeisterwanderung Engelskirchen-Lindlar“

Werbeaktion für den Museumswanderweg zwischen dem Bergischen Freilichtmuseum Lindlar und dem Rheinischen Industriemuseum, Schauplatz Engelskirchen mit Beteiligung der Bürgermeister der beiden Gemeinden Dr. Hermann Josef Tebroke und Wolfgang Oberbüscher.



11. Oktober 2007

Spatenstich Müllershammer

Nach dem Abbau des Müllershammers in Oberleppe und der Restaurierung der Einzelteile in den Werkstätten des Freilichtmuseums erfolgt jetzt der Spatenstich zum Wiederaufbau des Hammers im Museumsgelände.

Dargestellt wird das Gebäude in seiner späteren Nutzung als Manufaktur zur Herstellung von Kunstwolle. Mit der Verwertung von Lumpen und Stoffabfällen dient der Müllershammer als Beispiel für das frühe industrielle Recycling.



18. Oktober 2007

„Lebenswert? Lernort Gemeinde“

Museumsleiter Michael Kamp und Petra Dittmar führen 25 Vertreterinnen und Vertreter des deutschlandweiten Projektes „Lebenswert? Lernort Gemeinde“ des katholischen Bildungswerkes durch das Freilichtmuseum und diskutieren in einem Workshop die Themenbereiche „Nachhaltigkeit“ und die Einbeziehung von ehrenamtlichem Engagement in die Museumsarbeit.

20. Oktober 2007

Tagesexkursion des Fördervereins nach Köln

Bei der Besichtigung des Prätoriums mit Dr. Wolfgang Stöcker unter dem Rathaus gibt es interessante Details über die römische Baugeschichte zu erfahren und spannende Geschichten über die Konflikte der Stadtgründerin Agrippina mit ihrem Sohn Nero zu hören. Im unterirdischen Ausstellungsbebereich wird das älteste begehbare Stück der römischen Kanalisation in Köln besichtigt.

Nach dem Mittagessen in gemütlicher Brauhaus-Atmosphäre geht es weiter mit einem kunsthistorischen Spaziergang über den Melatenfriedhof.



24. Oktober 2007

„Espresso, Latte, Cappuccino – Kaffeegenuss für eine gerechte Welt?!“

Im Rahmen des Begleitprogramms der Kaffeeausstellung im Freilichtmuseum veranstaltet das Umweltzentrum Heiligenhoven eine Podiumsdiskussion über den fairen Handel mit Kaffee und die Folgen der Globalisierung. Als hochkarätige Fachleute beteiligen sich an der Diskussion die Landtagsabgeordnete Helene Hammelrath, Dr. Jürgen Wilhelm, Vorsitzender der Landschaftsversammlung Rheinland und Geschäftsführer des Deutschen Entwicklungsdienstes, Jean Paul Muller, Missionsprokurator der Salesianer Don Bosco, Michael Klaiber, Gesamtvertriebsleiter der Gepa sowie der Zukunftsforscher Prof. Dr. Carl Christian von Weizsäcker.

26. Oktober 2007

„Jahre der Not“

ist der Titel der neuen Dauerausstellung, in deren Mittelpunkt das Alltagsleben nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges steht. In der facettenreichen und lebendigen Präsentation werden die schwierigen Jahre zwischen 1945 und 1949 wieder lebendig. Das ehemalige kleine Arbeiterwohnhaus „Haus Helfenstein“, in dem früher der Museumsladen untergebracht war, bietet dafür die geeigneten Räumlichkeiten.

9. November 2007

Martinszug durch das Museum

Am Martinstag reitet St. Martin durch das Bergische Freilichtmuseum. Mit Laternen folgen ihm Eltern und Kinder durch das Museumsgelände. Dazu spielt das Jugendorchester Lindlar Martinslieder. Am Ende teilt St. Martin alias Museumslandwirt Josef Stommel seinen großen Mantel mit dem armen Bettler. Am Martinsfeuer wärmen sich die Besucher mit heißen Getränken aus der Museumsgaststätte auf. Die Kinder erhalten Weckmänner.

13. November 2007

„Runder Tisch der Kulturschaffenden in Oberberg“

Rund 40 Vertreter aus Politik, Verwaltung, Museen, Touristik, Presse sowie der bildenden und darstellenden Kunst treffen sich auf Einladung von Dr. Gero Karthaus MdL in der Museumsgaststätte „Lingenbacher Hof“ und diskutieren Möglichkeiten der Netzwerkbildung im Kulturbereich.

16. November - 9. Dezember 2007
Ausstellung „Kaffee-Sätze“



In der Zehntscheune sind Werke von Roswitha Riebe-Beicht zu bewundern. Als Farbe für ihre Aquarellbilder verwendet die Künstlerin ausschließlich Kaffee. Zunächst war es nur ein versehentlich verschütteter Tropfen Kaffee: Wie die Wahrsagerinnen aus dem Kaffeesatz lesen, so entlockt Roswitha Riebe-Beicht Kaffeeflecken filigrane Figuren und Gesichter. Mit zarten Bleistiftstrichen und beiläufigen Löschpapierschwämmen zaubert sie aus Klecksen Tiergestalten und märchenhafte Szenen.

27. November 2007
Erneute Auszeichnung des Freilichtmuseums durch die UNESCO

Die Jury des Nationalkomitees der UN-Dekade „Bildung für nachhaltige Entwicklung“ 2005 - 2014 hat die drei Kooperationspartner Bergisches Freilichtmuseum, Waldschule Schloss Heiligenhoven und Umweltzentrum Heiligenhoven erneut als offizielles Projekt der UN-Dekade ausgewählt.



Die Auszeichnung als offizielles Dekadeprojekt ist eine symbolische Anerkennung der engagierten Tätigkeiten im Bereich der Bildung für nachhaltige Entwicklung. Die drei Kooperationspartner erhalten jeweils eine Urkunde, einen Stempel, eine Fahne und dürfen im Rahmen ihrer Projekte für den Auszeichnungszeitraum 2008/2009 das Dekade-Logo verwenden.

16. Dezember 2007
Adventsmarkt

Traditionell lädt das Freilichtmuseum am dritten Advent zur Veranstaltung „Advent im Museum“ ein. Die stimmungsvolle Atmosphäre auf dem Museumsgelände animiert zum gemütlichen Schlendern, Schau-



en und Stöbern. Ob Lichterschmuck oder Weihnachtsdekoration aus Holz, Glas, Wolle oder Filz - im reichhaltigen Angebot handgefertigter Erzeugnisse findet sich bestimmt noch ein passendes Weihnachtsgeschenk. Mehrere Stuben erstrahlen im weihnachtlichen Glanz und geben einen stimmungsvollen Einblick in den Wandel des Weihnachtsfestes der letzten 200 Jahre. Im Hof Peters duftet es nach Weihnachtsgebäck, das frisch aus dem Holzofen kommt. Neu in diesem Jahr ist die weihnachtliche Einstimmung auf musikalische Art: Zwei Chöre und Instrumental darbietungen spielen bekannte Weihnachtslieder, die die Adventsstimmung perfekt abrunden.

Jahresprogramm 2008

des Vereins der Freunde und Förderer des Bergischen Freilichtmuseums Lindlar e.V.

Sonntag, 9.3.2008, 10.00 Uhr

Jahreshauptversammlung im Lingenbacher Hof

Samstag, 12.4.2008, 13.00 Uhr

Frühjahrswanderung von Lindlar zum Industriemuseum nach Engelskirchen. Treffpunkt: Parkplatz Bergisches Freilichtmuseum

Samstag, 3.5.2008, 9.00 Uhr

Bierbrauseminar mit Braumeister Daniel Exner im Bergischen Freilichtmuseum in der Zehntscheune. (Vor Anmeldung erforderlich, max. 25 Pers.)

Donnerstag - Sonntag, 22.-25.5.2008

Jahresexkursion in den Harz.
(Quedlinburg, Wernigerode, Goslar etc.)

Sonntag, 8.6.2008, 9.00 Uhr

Auf den Spuren des Eau de Cologne. Tour durch Köln mit Ulrike Kühnemund im Rokoko-Kostüm.
(Vor Anmeldung erforderlich)

Samstag, 14.6.2008, 9.00 Uhr

Busexkursion zum Rheinischen Freilichtmuseum nach Kommern. (Vor Anmeldung erforderlich)

Samstag, 21.6.2008, 14.00 Uhr

Die Bergische Gartenarche stellt sich vor. Besuch des Gartens von Marianne Frielingsdorf in Lindlar. Treffpunkt: Parkplatz Eingang Hallenbad

Sonntag, 23.8.2008

Besichtigung zweier Perlen der Romanik (St. Andreas und St. Ursula mit „Goldener Kammer“) in Köln. Tour mit Wolfgang Stöcker. (Vor Anmeldung erforderlich)

Sonntag, 13.9.2008

Römer und Romanik. Stadtspaziergang mit Wolfgang Stöcker. Dabei werden auch die Ausgrabungen unter Groß St. Martin besichtigt. (Vor Anmeldung erforderlich)

Samstag, 18.10.2008, 8.30 Uhr

Busexkursion zum Trainingsbergwerk der Deutschen Steinkohle AG nach Recklinghausen. In wenigen Jahren endet der einst so bedeutende Steinkohlenbergbau in Deutschland. (Vor Anmeldung erforderlich)

Samstag, 4.10.2008, 10.00 Uhr

Apfelweinseminar mit Herrn Dr. Alfons Schiele. (Vor Anmeldung unter Telefon 02206/1349 erforderlich)

Samstag, 8.11.2008, 9.00 Uhr

Bierbrauseminar mit Braumeister Daniel Exner im Bergischen Freilichtmuseum in der Zehntscheune. (Vor Anmeldung erforderlich, max. 25 Pers.)

Samstag, 22.11.2008, 10.00 Uhr

Räucherseminar mit Herrn Josef Wolff. (Vor Anmeldung erforderlich)

Donnerstag, 13.11.2008, 19.00 Uhr

Mundartabend auf Schloss Heiligenhoven.

Freitag, 14.11.2008, 20.00 Uhr

Tänze aus Bulgarien zum Mitmachen mit der Folkloretanzgruppe des Fördervereins; Treff Schule Lindlar-Ost; Info Tel. 02266/2021

Jeden Freitag, 20.00 bis 22.30 Uhr

Tänze aus aller Welt, fröhlich fetzig bis meditativ mit der Folkloretanzgruppe des Fördervereins; Treff Schule Lindlar-Ost; Info Tel. 02266/2021

Den Förderverein erreichen Sie unter:

Verein der Freunde und Förderer des Bergischen Freilichtmuseums Lindlar e.V.

Herrn Werner Hütt, Geschäftsführer

Borromäusstraße 1, 51789 Lindlar

Tel.: 02266 / 96 - 234

Fax: 02266 / 96 - 667

Info@foerderverein-bergisches-freilichtmuseum.de